

AXEL HENNINGSEN

AUS
EINEM
LEBEN
IN
ZWEI
KULTUREN

Axel Henningsens Erinnerungen „Aus einem Leben in zwei Kulturen“ erscheinen gleichzeitig als Buchausgabe im Christian Wolff Verlag, Flensburg

Die Grenzfriedenshefte erscheinen vierteljährlich und werden herausgegeben vom Grenzfriedensbund (Bund für deutsche Friedensarbeit im Grenzland). Den Mitgliedern werden sie frei geliefert, anderen Beziehern für jährlich 1,88 DM zuzüglich Zustellgebühren (zusammen 2,- DM). Ausgabe A nur über die Geschäftsstelle zu bestellen. Bezugspreis im Jahr 88 Pf. zuzügl. Zustellgebühren (zusammen 1,- DM). Für die mit Autornamen versehenen Beiträge zeichnen die Verfasser verantwortlich. — Geschäftsstelle: Husum, Theodor-Storm-Str. 9. — Druck: Christian Wolff, Graphische Betriebe GmbH., Flensburg

GRENZ- FRIEDENS- HEFTE

Das vierte Grenzfriedensheft dieses Jahres erscheint nicht in der üblichen Form. Es enthält keine Aufsätze und keine Umschau, sondern den Lebensbericht Axel Henningsens aus seiner eigenen Feder. Wenn der Grenzfriedensbund sich dazu entschloß, dann geschah dies aus drei Gründen: den verdienten Schulmann aus Anlaß seines 75. Geburtstages im September 1958 zu ehren, den Mitgliedern und Freunden des Grenzfriedensbundes eine Weihnachtsfreude zu bereiten und vor allem, um an einem besonders eindrucksvollen Beispiel die Absichten der Grenzfriedenshefte zu demonstrieren. Diese Absichten münden immer in die Bemühung, ein objektives Bild der politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Verhältnisse des Grenzlandes zu geben — wie sie wirklich sind, oder wie es, nach Rankes Wort, wirklich gewesen. „Niemand zuliebe, niemand zuleide“ schrieb Axel Henningsen seinen Bericht und trifft wiederum das Bemühen unserer Hefte, die, um mit unserem heutigen Autor zu reden, dem Zusammengehörigkeitsgefühl dienen, das uns alle, die wir Kinder schleswigscher Erde sind, umschließt.

Der Bericht, den wir heute vorlegen, erscheint zugleich in Buchform. In der Tat ist er ein Buch geworden, das eine über das persönliche Moment hinausgehende Bereicherung der Heimatliteratur darstellt. Nicht nur gibt Henningsen bei aller Verhaltenheit des Ausdrucks ein ungemein farbiges Bild der Landschaft, eine treffsichere Zeichnung ihrer Menschen, so z. B. der „kleinen Leute“ in Hadersleben, der nordschleswigschen Bauern und ihrer nationalen Spannungen, nicht nur trägt die Schilderung allgemeine und sehr persönliche Züge zugleich, sondern gegenüber manchem anderen Lebensbericht aus unserem Lande scheint der Verfasser mir in die soziale Wirklichkeit und ihre Bedeutung für das nationale Leben des Grenzlandes vorgestoßen zu sein. Das geschah in dieser Weise noch nicht. Man lese über den Weg Henningsens in den deutschen Kulturkreis und den seiner Brüder in den dänischen Kulturkreis — man wird im Bilde dieser einzelnen Familie viele typische Züge entdecken. Und ein zweites. Wieder einmal wird die Grundproblematik unseres Landes deutlich, wenn es heißt: „Wenn es gelingt, dieses Ringen der Kulturen nach dem höchsten Stand und der reinsten Leistung auf moralisch-sittlicher Höhe zu halten, dann ist das ein großer Reichtum im Leben

des Grenzländers, dann lebt er nicht ‚im Schatten‘, sondern ‚im Licht‘ der Grenze.“ Man darf diesem Lebensbericht einen bleibenden Platz in der Literatur des Landes prophezeien. War Theodor Kaftan der bedeutende Theologe und hervorragende Mann der Kulturverwaltung, der sich ein literarisches Denkmal in seinen „Erlebnissen und Beobachtungen“ (1924) setzte, war Ernst Schröder der Politiker, der die neuen Gedanken über Volk, Nation und Staat in seinen Aufsätzen in den zwanziger Jahren in die Münze des Tages wechselte (die wichtigsten von ihnen gesammelt in „Schleswig — ein Grenzland“, 1938), ist Johannes Schmidt-Wodder derjenige, der die politischen und geistigen Strömungen der Jahrzehnte vor und nach der Jahrhundertwende in seinem Buch „Von Wodder nach Kopenhagen, von Deutschland zu Europa“, (1951) in einem Brennspiegel zusammenfaßte, so ist Axel Henningsen derjenige, der der genannten sozialen Wirklichkeit am nächsten gekommen ist und das Bild, das er von der Heimat entwirft, zugleich auf dem Hintergründe der tragenden Gedanken der heutigen Generation zeichnet.

Hans Peter Johannsen

VORWORT

Das vorliegende Buch habe ich nach mehrfacher Aufforderung von deutscher und dänischer Seite geschrieben.

Es verfolgt keine politischen Ziele und möchte für die politischen Bestrebungen des Tageskampfes weder von deutscher noch von dänischer Seite vereinnahmt werden; es ist geschrieben „niemand zuliebe, niemand zuleide“. Auch möchte es nicht mit den Maßstäben hoher stilistischer Kunst gemessen werden, sein Plauderton ist bemüht, sich dem Sprachklang des Grenzalltags anzupassen.

Das Buch beansprucht ferner weder wissenschaftlichen noch dokumentarischen Wert, es will weiter nichts sein als ein Bilderbüchlein, das kleine Ereignisse am Rande des Zeitgeschehens illustriert. Es ist bemüht, diese Ereignisse mit dem stillen Humor zu betrachten, der eine liebenswerte Eigenschaft des schleswigschen Menschen ist.

Von Menschen, die sich diesen Humor bewahrt haben, möchte es gelesen werden, um dem Zusammengehörigkeitsgefühl zu dienen, das uns alle, die wir Kinder schleswigscher Erde sind, umschließt.

Kiel, Weihnachten 1958

Axel Henningsen

DAS THEMA DES BUCHES

Schleswig ist eine Brandungszone, zwischen Deutschland und Dänemark gelegen. Nach der Stärke der Winde und des Wellenschlages vom Norden oder vom Süden richten sich Ruhe und Unruhe im Volksleben; wenn Stürme rasten, sprachen die Waffen! Aber ob es Nord- oder Südjüten, Angeln, Sachsen, Warnen, Ambronnen, Friesen oder was sonst noch für Stammesgruppen waren, die im Laufe der Geschichte in diesem Lande zwischen Eider und Königsau nacheinander oder miteinander hausten, die Spannungen, die zwischen ihnen hier und da aufkamen, hatten nicht ihre Ursache in Rassegedanken, denn im Grunde ihres Wesens ähnelten sich die Stammesgruppen wie die blutsverwandten Glieder einer großen Familie. Wie in wohl jeder Familie gab es hier und da Unstimmigkeiten, Meinungsverschiedenheiten, auch mal Zank, Verdruß und Familienklatsch, aber man ertrug meistens die Dinge im Sinne der niederdeutschen Redewendung „Dat löpt sich toerecht“. Schwieriger wurde die Lage, wenn die Unruhestifter in Gegenden weiter im Norden oder im Süden saßen und andere, fremde Gesichtspunkte geltend machten und deren Beachtung verlangten. Dann folgten Auseinandersetzungen, die nicht in einem gemeinsamen Familiengeist geführt wurden, sondern ihren Ursprung oftmals in machtpolitisch beeinflussten Gedanken hatten. Solche Zeiten liebt der schleswigsche Mensch nicht.

In normal verlaufenden Zeiten spielt sich auf schleswigschem Boden die friedliche Auseinandersetzung ab zwischen der deutschen und der dänischen Kultur. Jeder dieser „Kulturgedanken“ ist bemüht, die Seele des schleswigschen Menschen für sich einzunehmen, um dadurch eine Voraussetzung für die nationale Entscheidung zu gewinnen. Dieses Ringen um die Vorherrschaft des kulturellen Lebens der einen oder der anderen Seite hat große Bedeutung für die geistige Haltung des Grenzländers. Hierin liegt eine Kraft, durch die das Leben des Einzelnen und der Gesamtheit der Bevölkerung hinausgehoben wird aus dem bloßen Streben nach dem Materiellen, die die Geister lebendig macht und die Intelligenz stärkt. Wenn es gelingt, dieses Ringen der Kulturen nach dem höchsten Stand und der reinsten Leistung auf moralisch-sittlicher Höhe zu halten, dann ist das ein großer Reichtum im Leben des Grenzländers, dann lebt er nicht „im Schatten“, sondern „im Licht“ der Grenze.

Aber die Brandungswellen bringen nicht nur Bewegung in das Volksleben hinein, sie wühlen auch den einzelnen auf, weil sie von ihm eine Entscheidung verlangen, die er vor seinem Gewissen zu verantworten hat. Diese Entscheidung, die der eine für das Dänische, der andere für das Deutsche traf, trennte aber nicht den menschlichen Zusammenhalt, und besonders die Liebe kümmerte sich nicht um diese Unterschiede. Die Menschen aus den verschiedensten Lagern fanden sich in der Ehe zusammen. In Nord- und Südschleswig ist kaum eine Familie, die nicht Mitglieder hat, die sich zur dänischen oder zur deutschen Volksgruppe rechnen. Bruder und Bruder, Mann und Frau, Eltern und Kinder, Großeltern und Enkel, in allen möglichen Sortierungen zieht sich die verschiedene nationale Einstellung durch die Familien. Wohl kaum eine schleswigsche Familie kann sagen, daß eine derartig verschiedene Einstellung zum Deutschen oder Dänischen in ihren Reihen nicht vorkäme.

Die Mischung der Blutströme vom Süden und vom Norden bewirkt, daß der schleswigsche Mensch die Erscheinungsformen beider Völker von innen her, aus dem Seelischen, nachfühlen und verstehen kann. Er erfühlt das Nachbarvolk in dessen Wesen wie sein eigenes. Wir bezeichnen diese Eigenart des Schleswigers als Zweiströmigkeit und finden in dieser Erscheinung eine Erklärung für alle Vorgänge im Grenzraum, die mit dem kulturellen und dem politischen Leben zusammenhängen. Der Schleswiger ist ansprechbar für Volkstumsarbeit von beiden Seiten, und wer in diesem Ansprechen die richtige Wellenlänge findet, die die ihm zugewandte Seelenlage zum Mitschwingen bringt, erhält auch seine Zustimmung in nationalpolitischen Fragen.

Der schleswigsche Mensch ist keine Kämpfernatur, er erscheint in seinem Verhalten passiv und abwartend; er läßt die Dinge an sich herankommen. Er macht daher leicht den Eindruck, als habe er nur ein schwachbewegtes Gefühlsleben. Wer ihn kennt, weiß aber, daß das Gegenteil der Fall ist, und daß er alle Dinge unter starker Gemütsbeteiligung in sich verarbeitet. Die äußere Unbewegtheit ist eine Schutzwehr, durch die er sein Inneres vor Verwundungen und unkontrollierten Ausbrüchen schützt. Bei allem, was an ihn herangetragen wird, hat er ein feines Gefühl für Echtes oder Unechtes. Die Entscheidung über seine Volkstumszugehörigkeit ist eine Gewissensangelegenheit, die keiner Kritik unterliegt. Ist sie getroffen, darf sie, wie die Bonner Erklärung sagt, weder nachgeprüft noch angezweifelt werden. Aus dem Bekenntnis zu diesem oder jenem Volkstum dürfen keine Nachteile entstehen. Verantwortet werden muß sie nur vor dem eigenen Gewissen. Diese Entscheidung zu treffen ist für viele nicht leicht, und die inneren Spannungen, die damit verbunden sind, belasten oft sehr, besonders dann, wenn sie sich auf die äußeren Lebensumstände auswirken. Hat aber der zweiströmige Schleswiger sich zu einer Entscheidung durchgerungen, ist diese meistens ehrlich, und er steht zu ihr, komme, was da wolle. So schwer wie

die Entscheidung wird dem anständigen Schleswiger auch das Eingeständnis, daß die Entscheidung für ihn nicht richtig war. Abgesehen von dem Treibholz, das nur den äußeren Vorteil sucht, kommt daher eine Rückentscheidung nicht allzuoft vor. Die psychologischen Hemmungen, die einer solchen Rückentscheidung im Wege stehen, sind stark.

Vom dem Blickpunkt der Zweiströmigkeit aus sind die folgenden im Plauderton geschriebenen Erinnerungen aus einem Leben in zwei Kulturen gesehen und ausgewählt.

IN HADERSLEBEN UM 1900

Als nach dem Kriege 1870/71 die französischen Kriegsentschädigungen ins Land flossen und die „Gründerzeit“ einleiteten, ging es den Bewohnern der kleinen nordschleswigschen Stadt Hadersleben wirtschaftlich recht gut. Der Handel blühte, die Handwerker hatten gut zu tun, der Verdienst war gut. Gewiß, man war 1864 zu Preußen gekommen, man wußte kaum, wie das so schnell und für Schleswig fast schmerzlos geschehen war. Das neue Regiment hatte sich zunächst zurückgehalten, und besonders aufregende und störende Eingriffe der Preußen waren noch kaum vorgekommen. So lebte man in alter Weise bis etwa gegen 1890 verhältnismäßig friedlich dahin, abgesehen von dem üblichen „Vrövl“, den man unter sich hatte und wie er in den besten Familien vorkommt. Politischen Einschlag hatten etwaige Unstimmigkeiten kaum. Das änderte sich erst ab 1888 und wurde eingeleitet durch die unkluge Sprachverfügung, mit der Berlin den Startschuß für eine aufregende Entwicklung gab.

Industriebetriebe im modernen Sinne gab es nicht in der kleinen Stadt. Mathias Hansens Tabakfabrik und Fuglsangs Bierbrauerei waren die einzigen Unternehmen von etwas größerer Bedeutung. Der Typ Industriearbeiter war daher unbekannt, von den mit diesem Arbeiterstand aufkommenden sozialdemokratischen Bestrebungen hatte man nur recht unklare Vorstellungen. Soweit man Arbeiter war, hatte man meistens seinen festen Arbeitsplatz, oft sein kleines Häuschen und ein Stückchen Gartenland dabei. Sogenannte Tagelöhner, die hier und da Gelegenheitsarbeiten verrichteten, gab es auch, doch war von einer Arbeiterklasse im Sinne einer sozialen Schicht keine Rede. Davon abgesehen, war die Bürgerschaft doch sozial abgestuft, und jede Gruppe hatte ihre Merkmale und Umgangsformen, die oft recht deutliche Abgrenzungen darstellten. Die Spitze der sozialen Pyramide bildete eine ziemlich klar abgegrenzte Honoratiorengruppe, die wieder in sich aufgespalten war, je nachdem, ob man sich zum Deutschtum oder zum Dänentum rechnete. Die deutsche Honoratiorengruppe, die damals recht begütert war, wurde ergänzt

durch eine ziemlich große Studienrats- und Beamtenschicht, in ihrer Zusammensetzung wechselnd, aber in ihrer Gesamtheit meist von betont deutsch-preußischer Haltung, die von manchen Gliedern dieser Gruppe mitgebracht wurde aus „dem großen Vaterland“. Die besonders strahlenden Sterne in dieser Gruppe waren die Herren, die sich an Kaisers Geburtstag und bei den Kontrollversammlungen in der Uniform eines Reserveoffiziers zeigen konnten. Die Jugend der Stadt blickte dann auf diese Herren mit scheuer Bewunderung. Ebenso bewunderte sie den Wehrbezirkskommandeur, einen älteren Major, denn er trug das damals seltene Eiserne Kreuz 1. Klasse.

Der Volksmund bezeichnete die dänische Spitzengruppe als „Harmonieleute“, die deutsche Gruppe als „Bürgervereinsleute“, so benannt nach den beiden Lokalen, in denen man sich zu Stammtischen und Vereinsfestlichkeiten traf. Der Bürgerverein in der Schloßstraße und das rot angestrichene Harmoniehaus in der Gaaskjærstraße erfüllen noch heute diese Aufgabe. Die dänische Honoratiorenschicht konnte sich auf eine breite, zahlenmäßig starke Schicht der „mittleren“ Bürger stützen, die dänischer Gesinnung war und mit ihr bei den Wahlen zusammenging, ohne jedoch viel gesellschaftliche Verbindungen mit ihr zu haben. Die deutsche Spitze stand ziemlich isoliert, ihr Unterbau bestand aus der Schicht der unteren Beamten, die ins Land gekommen waren und nun hier ihren Dienst versahen. In der eigentlichen Kleinbürgerschicht war von Deutschtum vorläufig nicht viel zu finden, erst als der politische Druck stärker wurde, fanden einheimische Geschäftsleute den Weg zu den deutschen Vereinen. Die Masse der mittleren Bürger war also, wenn sie überhaupt mit Politik etwas zu tun haben wollte, dänisch im nordschleswigschen Sinn. Zu dieser Schicht gehörten die Handwerker, die Kleinkaufleute, die „Höker“, die „festen“ Arbeiter, die Rentner und sonstige Gewerbetreibende. Das ist die Schicht, der ich entstamme, und die Erinnerungen aus der kleinen Stadt, über die ich hier plaudern möchte, beziehen sich auf diese Schicht.

Es waren selbstbewußte Leute, diese „Meister“ des Handwerks, die Tischler, Schuster, Böttcher, Maler, Schmiede, Barbieri, Reepschläger usw., stolz auf ihre Meistertitel, ihre Selbständigkeit und, wie sie meinten, ihre Unabhängigkeit von jedermann. Sie fühlten sich erhaben über alle, die sich, wie die Angestellten, in abhängiger Stellung befanden. Dazu rechneten sie auch die Beamten, die größtenteils landfremd waren und die Bevölkerung nicht kannten und ihre Sprache nicht verstanden. Diese gehörten daher nicht zum Volk, und man machte über sie „spydige“ Glossen, ohne zu merken, daß sich hierin auch ein gewisser Respekt vor den Beamten, ihrer Tätigkeit und ihrer überwiegend korrekten, wenn auch nicht liebenswürdigen Haltung ausdrückte.

Die Handwerksbetriebe waren nur klein, und die Herren Meister mußten daher selber mitarbeiten. Meistens arbeiteten sie mit einem oder zwei Lehrlingen, hier

und da auch mit einem oder zwei Gehilfen, auch mal allein. Viele von ihnen hatten sich, wie es sich für „zünftige“ Meister gehört, als Gesellen auf längerer oder kürzerer Wanderschaft gut in der Welt umgesehen. Fast alle waren Kinder der Stadt, in die sie immer wieder zurückkehrten, es war selten, daß ein Auswärtiger sich dort niederließ. Meist folgte der Sohn dem Vater als Geschäftsinhaber. Daher kehrten und kehren noch heute dieselben Namen auf den Firmenschildern wieder. Fast alle Namen endeten auf „sen“ und wiesen damit den Träger als zum Uradel des schleswigschen Landes gehörig aus. Um aber unter den vielen Hansens, Petersens und Nielsens einigermaßen Schlagordnung halten zu können, gab der Volksmund den meisten Namen ein Anhängsel. Dieses Anhängsel, genannt „Öchelnavn“, kennzeichnete in humorvoller und treffender Weise den Träger des Namens. So hatten wir damals z. B. einen Trampel-Hansen, weil er mit einem von Pferden „getrampelten“ Dreschwerk umherzog, einen Ni-Hansen und einen Puste-Hansen, da lebte ein Peder „med d“, und ein Peter „med t“, man unterschied Senator Petersen und Steenpikker Petersen von Mummel-Petersen und Godtköbs-Petersen, da gab es Nikke Nielsen und Tromme Nielsen, Fedt-Andersen, Billig-Jensen und Vogn-Jensen, Pantelander Möller und Marskandiser Möller, Heine Lebstdunoch und Sören Knekæg, Katskind Beking und Jens Misofie, der jeden Satz einleitete „Min Sofie sagt“, und so fort.

Diese Kleinbürgerschicht hatte ihren eigenen Lebensstil. Man „hielt auf sich“ und war bemüht, eine gewisse Form zu wahren. Um dabei ein Beispiel zu haben, schielte man, bewußt oder unbewußt, nach der erwähnten Oberschicht und ihrer Lebensweise. Manches bekam man dabei in den falschen Hals, denn es war z. B. nicht dasselbe, ob man in der Harmonie oder im Kegelklub ein „Assemble“ veranstaltete. Am deutlichsten zeigte sich das Nachahmen dessen, „wie er sich räuspert und wie er spuckt“, in der Umgangssprache. Hier fand manche Floskel Eingang, deren sprachliche Herkunft schwer festzustellen ist, weil sie gar zu verändert auf trat. So sprach man von „Maskepie“, wenn in einer Familie unklare, vermischte Verhältnisse, die das Licht der Öffentlichkeit nicht vertragen, entstanden waren. Wenn jemand sich übermütig benahm, war er „capedaute“. Wer verzagte und den Mut zur Weiterführung einer Sache nicht mehr aufbrachte, hatte den „Fiduts“ oder den „Snövs“ verloren, verlor er gar die Haltung, hatte er die „Contentance“ aufgegeben und verzichtete er völlig, „renoncierte“ er, wie im Kartenspiel, wo einer, der in einer Farbe „blank“ war, „Renonce“ meldete. Wer aber seine Angelegenheiten entschlossen vorwärtstrieb, hatte sich „resolviert“, war „resolut“, gewann an „Reputance“ und „Renommé“. Wer unentschlossen war und viele Vorbedingungen stellte, machte „Dikkedarer“ und mußte seine Ansprüche „minissieren“. Wer angab, war ein „Spradebasse“, wurde er „patzig“, nannte man ihn „brösig“. Wenn es auf einem Fest hoch herging, schlug man ein „Basseralle“, und gab es dabei viele „Omgange“ und ein „Gibernakker“ nachdem anderen, dann

endete es mit einem „Bimmelime“. Wer durch unwürdiges Verhalten aus seiner Gesellschaftschicht absank, wurde nicht mehr „estimiert“, verfiel er dem Schnaps und verkam, endete er unter den „Litzenbrüdern“ oder gar in „Brauereis Kolonne“. Wer keinen Auftrieb hatte, dem fehlte der „Bromm“, machte er geschäftlich pleite, endete er im „Fettdfad“ oder im „Brokkasten“, wandernde Gesellen erhielten, wenn sie ihr Handwerk grüßten, ein „Geschenk“.

Die allgemeine Umgangssprache war das Plattdänische, auch „Hasle Dansk“ genannt. Von deutscher Seite hörte man die Bezeichnung Kartoffeldänisch, vielleicht anklingend an die Bezeichnung „Kartoffeltysker“ für die deutschen Siedler, die auf der jütischen Heide den Kartoffelbau einführten. Die Haderslebener unterschieden sich von den Apenradenern durch das „jeg“ und das „a“ für die erste Person, während man in Apenrade „æ“ gebrauchte. Die hochdeutsche Sprache verstanden die Männer, weil sie auf Wanderschaft in Deutschland gewesen waren, die Frauen verstanden sie nur in Ausnahmefällen. Sprechen tat man das Hochdeutsche nur, wenn es unumgänglich nötig war, und auch dann nur mit innerem Widerstreben. Plattdeutsch war weithin unbekannt und wurde nicht verstanden. Fast ebenso unbekannt und ungebräuchlich war das Hochdänische, auch Kopenhagener Dänisch genannt. Wer es in diesen Kreisen benutzte, „talte efter Sproget“, oder man sagte „han taler hoit“, denn in Hadersleben „talten“ wir nicht, wir „snakkede“. Wer hochdänisch sprach, den nannte man „affle“, und man war ihm ebenso fern wie dem „strammen“ Preußen. Kurz, für diesen Menschenkreis lag Kopenhagen damals fast ebenso weit weg wie Berlin, man war sich selber genug, und Hadersleben war völlig ausreichend für ihn als Mittelpunkt seiner Welt. Kopenhagen und Berlin bekamen erst Inhalt und Farbe, als die Köllerzeit die Menschen aus ihrer beschaulichen Selbstgenügsamkeit aufstörte und schnell erreichte, daß Kopenhagen ihnen viel näher rückte als Berlin. Doch davon später!

Das redliche Handwerk ernährte seinen Mann, besonders in den Jahren nach 1871. Wer sich und seine Familie aber von seiner Hände Arbeit gut durchbringen wollte, mußte allerdings früh aufstehen und durfte nicht an einen Achtstundentag denken. Der Meister, der dazu bereit und fleißig war, hatte dann das Gefühl einer gewissen Freiheit und Unabhängigkeit und konnte seine Arbeit hier und da nach eigenem Ermessen einrichten. Mein Vater stand stets mit Sonnenaufgang in der Werkstatt, nachmittags allerdings legte er den Pinsel hin, wenn er keine Lust mehr hatte. Staatliche Fürsorge für die kleinen Handwerker gab es nicht, gegen Krankheit und Alter mußte man sich selber schützen. Wer der Armenkasse zur Last fiel oder wer im Alter Not litt, weil er nicht gespart und vorgesorgt hatte, verlor die allgemeine Achtung. Diese Einstellung hatte eine starke ethische Kraft, und auch der sparte, der sich vielleicht einen gewissen Luxus hätte leisten können. Die Handwerksmeister hatten sich durch Selbsthilfe eine bescheidene

Krankenversicherung geschaffen und ein Altersheim eingerichtet. Für beide Institutionen wurde am Sonnabend der wöchentliche Beitrag von je 50 Pfennig eingesammelt. Jeder ordentliche Handwerker hatte das Bestreben, sich durch Sparsamkeit soviel Kapital zu erübrigen, daß er im Alter einigermaßen sorglos leben konnte. Als Ziel galt damals die Ansammlung eines Kapitals von etwa 20 000 bis 30 000 Mark. Wenn von dieser Summe ein paar Tausend Mark auf Leibrente gesetzt und der Rest mit 4 Prozent verzinst wurde, ergab das ein bescheidenes Einkommen von rund 1200 bis 1400 Mark, und damit konnte man leidlich leben. Es gab einmal fast einen Aufstand, als die Kunde in den Werkstätten herumlief, daß bei einem ehrsamem Schustermeister seine acht Sparkassenbücher verschwunden seien. Er hatte sich in verschiedenen Banken und Sparkassen acht Bücher zugelegt, um ja sicher zu sein, wenn die eine oder die andere Bank verkrachen sollte. Seine Sparkassenbücher waren seine Sorgenkinder, nun waren sie alle weg! Ich vergesse nicht die Verzweiflung des Mannes, als er mit dieser Nachricht zu meinem Vater in die Werkstatt gelaufen kam. Glücklicherweise klärte sich die Angelegenheit schnell auf. Seine Frau hatte beim Großreinemachen die Bücher, deren wechselnde Verstecke der Meister sorgfältig geheimhielt, mit einem Haufen alter Zeitungen weggeräumt, und so konnten die Bücher wieder herbeigeschafft werden. Die Freude war allgemein über diese Wendung der Dinge.

Die guten Meister kannten aber auch Fritz Reuters netten Ausspruch: „Wer Dag för Dag sin Arbeit deiht und immer up den Amboß sleit, und deiht dat god und deiht dat gern, de kann sik ok mal amüseern.“ Man amüsiert sich auch in Hadersleben bei den Meistern „god un gern“. Man wandte dafür allerdings nicht Fritz Reuters Ausspruch als Rechtfertigung an, sondern man fand sich zusammen, um „at slaa et Slag for Fædrelandet“, oder, wie man auch sagte, „for at nyde Livet og drikke af Dunken“, ohne zu wissen, woher diese Ausdrücke stammten.

Das gesellschaftliche Leben der Handwerker wurde in der Öffentlichkeit hauptsächlich getragen von zwei großen Vereinen, dem Handwerker- und dem Gesangsverein. Die Bälle, Ausflüge, Dilettantenspiele und Bazare dieser Vereine waren Schwerpunkte im Leben. Aber es muß anerkannt werden, daß diese Vereine nicht nur für Vergnügungen sorgten, sondern sich in ihrem Rahmen auch um kulturelle Dinge bemühten, wie überhaupt ihr ganzes Treiben von einer gewissen Würde war. Ich erinnere mich, daß bei einer Festlichkeit des Gesangsvereins mein Vater eine kleine Solopartie in „Fra Arilds Tid“ sang. Der Handwerkerverein unterhielt auch eine kleine Bücherei, aus der ich viele Jahre lang meinen Lesestoff holte. In der Bücherei standen die damals maßgeblichen Hauptwerke der dänischen Literatur, ergänzt durch einige deutsche Bücher, die aber wenig gefragt waren. —

Die Volksfeste früherer Zeit lebten nicht mehr, eine Erinnerung daran, den Namen

für die „Papagoienstraße“, änderte man in „Westerstraße“ um. Zu den sogenannten vaterländischen Festen, z. B. zu dem immer als Volksfest groß aufgezogenen Sedanfest, hatte dieser Teil der Bevölkerung kein Verhältnis. Wenn ein Handwerksmeister Geburtstag hatte, dann kamen seine engeren Berufsgenossen und Freunde schon am Vormittag, um zu gratulieren und den Tag mit einem guten Frühstück mit Bier und Aalborger einzuleiten. In den Familien besuchte man sich abends reihum zu Kaffee, Kuchen, „Smørrebrød“ und einem Spiel Karten. Wenn „Mutter“ es erlaubte, durfte „Vater“ sich mit gleichgesinnten Freunden zu einem „Skevinse!“ (Scharwenzel) in Concordia bei Peters am Südermarkt treffen. Und wenn es an einem schönen Sommertag einem guten Meister am Spätnachmittag eines allerdings früh begonnenen Arbeitstages einfiel, daß es nun genug sein könnte mit der Plage, dann schickte man einen Boten zu ein paar befreundeten Familien mit der Aufforderung, um fünf Uhr bei Tivoli zu sein, um dann einen gemeinsamen Spaziergang durch den Wald nach Ulvslyst oder Thomashus zu machen, „Mutter und Brot mitnehmen“, hieß die Botschaft. Dann wurde dort Kaffee getrunken, etwas gespielt und geklöhnt, und dann wanderte man gemeinsam nach Hause. Wir Kinder waren natürlich immer mit bei solcher Partie. Auf dem Nachhauseweg ermunterte meine Mutter uns zum Singen. Dann erklangen „I alle de Riger og Lande“, oder „Der er et yndigt Land“ nicht sehr schön, aber desto lauter aus unserer Schar. Mit einer solchen Waldpartie verbindet sich für mich eine eindrucksvolle Erinnerung. Ich hatte einmal zu meinem Geburtstag ein Taschenmesser bekommen, das sollte nun auf einem solchen Waldspaziergang ausprobiert werden, und zwar, um Namen in die Rinde eines Baumes zu schneiden. Als ich beim besten Schneiden war, überraschte uns der Förster, der uns beobachtet hatte, weil er so einem Jungstrupp nicht recht grün war. Er packte mich beim Kragen, nahm mir das Messer ab und nahm mich mit zu der nahegelegenen Försterei. Meine Freunde waren natürlich sofort davongelaufen. Der Förster sperrte mich in einen Raum seiner Scheune ein, ließ mich aber nicht allein, sondern setzte sich zu mir und fing an, nette Dinge zu erzählen von den Bäumen im Walde, ihrem Werden und Vergehen, dem Auf- und Absteigen des Saftstromes in den Bäumen und von seinem Beruf als Hüter des Waldes. Inzwischen tauchte mein Vater auf, den meine Kameraden alarmiert hatten, und befreite mich. Mein schönes Messer bekam ich allerdings nicht wieder, aber von dem Förster schieden wir als gute Freunde. Seit diesem Ereignis habe ich keinen Baum beschädigt, wenn es nicht nötig war. Ja, ich bin seitdem sogar der Ansicht, daß man auch die Blumen dort lassen soll, wo sie gewachsen sind, und daß man sie nicht abpflücken soll, um sie in einer Vase sterben zu lassen. — An schönen Sommertagen waren Dampferfahrten mit Clausens „Helene“ sehr beliebt. Es ging dann nach Sverdrup, nach Aarøsund oder gar nach Assens oder Fænø. Von Sverdrup ruderten wir manchmal nach Westeriis auf der anderen Seite

der schmalen Förde, um „Stoffer Spillemand“ auf der Geige kratzen zu hören. — Stehender Programmpunkt war auch in jedem Sommer eine Bootsfahrt nach Rikkeskilde, verbunden mit Kaffeekochen im Walde. — Im Herbst gab es Wanderungen, um Nüsse zu pflücken, sie endeten für die alten Herren meist in § 5 oder Christianstal bei einigen Kaffeepünschen. Diese Kaffeepünsche waren das Nationalgetränk dieser braven Bürger. Sie wurden zum stehenden Preis von „sieben für eine Mark“ serviert und mußten mit „Snedkerbrændvin“ (Tischlerbranntwein) zubereitet werden. Dieser Tischlerbranntwein würde so genannt, weil er von den Tischlern mitunter auch zum Polieren von Tischplatten gebraucht wurde. Im Volksmund hießen die Kaffeepünsche „en lille Sort“, d. h. ein kleiner Schwarzer. — Bei guter Kassenlage taten sich mitunter sonntags ein paar Familien zusammen, um bei Peter Gjörts ein Pferdefuhrwerk, zumeist einen „Chara-ban“, zu mieten für eine Fahrt nach Gravenshoved oder Viktoriabad oder Kjelstrup Strand. Kurz, man lebte nicht schlecht in der kleinen Stadt.

Und wenn heute mancher die Stirn in sorgenvolle Falten zieht und sich aufregt, weil die Menschen nach seiner Auffassung den Sensationen, wie Fußball und Boxkämpfen, Rock'n'Roll usw., nachjagen, dann ist das auch nicht neu. Damals gab es auch Sensationen, allerdings in engerem Rahmen, aber ebenso wirkungsvoll. So erinnere ich z. B., daß einstmals Hadersleben völlig aus dem Häuschen geriet, weil ein Haderslebener Junge, der ein gewandter Schausteller geworden war, seine Vaterstadt mit einem Gastspiel beehrte. Er zog in der Welt umher mit einer alten Vorderladerkanone und gastierte besonders gern in kleineren Städten. Es war der „Kanonenkönig Holtum“. Bei seinen Vorführungen lud er seine alte Donnerbüchse auf der Bühne vor den Augen des Publikums unter viel Getue mit einer abgepaßten Schwarzpulverladung und einer eisernen Vollkugel. Dann wurde feierlich abgefeuert. In dem entstehenden schwarzen, stinkenden Pulverqualm stand dann Holtum und griff die Kanonenkugel mit der Hand aus der Luft, umwölkt von dem Qualm und umbraust vom Jubel der Menge, der er die Kugel zeigte. Als nun dieser berühmte Mann angekommen war, ließ er seine alte Kanone von einer Gruppe von Jungs durch die Straßen ziehen. Die Fahrt endete in der Werkstatt meines Vaters, wo das unheimliche Ding neu gestrichen wurde und von der Schuljugend und den braven Bürgern besichtigt werden konnte. Bei den Vorstellungen konnte der Theatersaal die Menge der Zuschauer nicht fassen, und wochenlang nachher spielten wir Jungs „Kanonenkönig Holtum“.

Um Politik kümmerte man sich in den hier geschilderten Volkskreisen zunächst nur wenig, der Anstoß zur Beschäftigung damit kam später, im Anfang der neunziger Jahre. Man gehörte zu den Preußen, die das Land irgendwie übergeschluckt hatten, wie und warum, wußte man kaum. Der Krieg 1870/71 hatte Schleswig nur wenig berührt, allzuviele Einwohner des Landes hatten noch nicht

bei den „Preußen“ gedient, und die Behörde hatte das Land anscheinend schonam behandelt. Als mein Vater nach seiner achtjährigen Wanderschaft nach Hause kam, war er etwa 27 Jahre alt. Man zog aber die älteren Jahrgänge nicht zum aktiven Militärdienst ein, sondern legte ihnen nahe, in die freiwillige Feuerwehr einzutreten! Die wirtschaftlich guten Jahre nach dem Kriege 1870/71 ließen die Zugehörigkeit zu Preußen erträglich erscheinen, und man stand nicht ohne weiteres in Opposition gegen die Preußen. Hier und da hatte man allerdings ein etwas unheimliches Gefühl bei der neuen Staatszugehörigkeit, man ahnte unterbewußt, daß von diesem Preußen, verkörpert durch die ins Land gekommenen „Embedsmænd“, die Beamten, und durch die allgemein als unsympathisch empfundene Gestalt Bismarcks, noch manches Unerwartete kommen könnte. — Mit den Beamten, die aus „dem großen Vaterland“ kamen, hatte man keine Verbindung. Da viele der mittleren und unteren Beamten frühere Unteroffiziere waren, empfand man ihr oftmals militärisch „schnauziges“ Benehmen im Umgang mit der Bevölkerung als „stramm“ und höchst ungemütlich. Das kurze „Ach was, sprich deutsch“ des Mannes hinter dem Schalter, das dem plattdänisch sprechenden Einheimischen entgegenschallte, wenn er ein paar Briefmarken kaufen oder eine Auskunft einholen wollte, blieb der Bevölkerung im Ohr haften. Daraus soll sich das heute noch im schleswigschen Alltag oft gebrauchte „Aggewas“ entwickelt haben. Es wird gebraucht, wenn eine Sache durch Behinderungen und Hemmungen kleinlicher Art kompliziert wird, also nicht recht funkt. Solche kleinen volksetymologischen Erinnerungen aus jener Zeit gibt es viele, in späteren Zusammenhängen werden wir ihnen noch begegnen. Hier sei noch, weil es aus der Zeit des Krieges 1864 stammt, ein anderes Wort erwähnt, das mir schon auffiel, wenn ich als Junge meine Ferien auf dem Lande verbrachte. Wenn Bauern miteinander durch einen Kuhstall gingen, um die Tiere zu begutachten, hörte ich hin und wieder sagen, „Das ist ein ‚Österreicher‘“, wenn in der Reihe eine Kuh stand, die mager war und etwas kümmerlich aussah. Bei weiterem Nachfragen erfuhr ich, daß diese Bezeichnung aus dem Kriege stammte. Die österreichischen Soldaten schätzten das fette Fleisch in unserem Lande nicht, sie wollten daher nur magere Kühe kaufen, auch wenn diese einen etwas abstrapazierten Eindruck machten, also sogenannte „Wurstkühe“. Für solche Kühe ist daher noch heute hier und da die Bezeichnung „Österreicher“ üblich. Man weiß aber meistens nicht mehr, wie diese Bezeichnung entstanden ist. Als ich einige Ausführungen über diese und andere interessante volksetymologische Ausdrücke im Volkskalender für Nordschleswig veröffentlichte, wurde von einem Herrn aus Toftlund in der dänischen Presse umgehend darauf hingewiesen, daß diese Ausdrücke nicht in Verbindung mit der deutschen Sprache ständen, sondern aus dem Französischen kämen. Diesem Herrn war es vielleicht unangenehm, daß überhaupt sprachliche Wendungen, die aus dem Deutschen kämen, in

Nordschleswig möglich sein könnten; denn die gelehrte Auskunft (die richtig oder falsch sein konnte) traf ja nicht, was hier gemeint war, nämlich die volksetymologische Verknüpfung im Geist der Sprache. Ich habe mich über diese Ablehnung einer unbedeutenden Sache, nur weil darin ein deutscher Klang vorkam, gewundert. Mir kam es nicht darauf an, mit solchen Schilderungen aus dem Volksleben Propaganda für Deutschland zu treiben, ich wollte nur, wie Luther sagt, „dem Volke aufs Maul schauen“, und nahm daher diesen Vorgang, der für manche Dänen typisch ist, mit Interesse zur Kenntnis.

Die Sympathiegefühle für „Kongeriget“, das Königreich Dänemark, waren naturgemäß stärker als die Gefühle, die man für Preußen hegte, ohne daß man von einem Kult oder von beherrschender Stellung derselben sprechen konnte. — Mit dem „Gustenburger“ Herzogshaus wußte man wenig anzufangen, und der Gedanke eines selbständigen Schleswig-Holsteins lag außerhalb der üblichen Vorstellungen. Man war Haderslebener, darüber hinaus vielleicht Schleswiger, und im übrigen wollte man weder vom Norden noch vom Süden her aus seiner Enge und der „Ruhe des Nordens“ aufgestört werden.

Langsam veränderte sich das „Klima“ in der kleinen Stadt. Die Verwaltung fing an zu „germanisieren“, — in einer so humorlosen Art, daß sie bei der Bevölkerung noch unbeliebter wurde als bisher. Die aus der dänischen Tradition gekommene Ansicht, „Al vor Fortræd er tysk“, fing an, Boden zu gewinnen, und das Bild des preußischen Staates verzerrte sich in der Bevölkerung und fand gehässigen Ausdruck in Symbolen wie Pickelhaube, Kürassierstiefel und Bismarck. Die dänische Flüsterpropaganda verstand es vorzüglich, unter Anknüpfung an die immer stärker werdenden Reibungsflächen Preußen in die Rolle des „Bussemand“ hineinzudrängen. Langsam bereitete sich so in der ersten Hälfte der neunziger Jahre der Boden für die Köllerzeit vor. Der beschauliche Friede, in dem man miteinander gelebt hatte, schwand, und auch in der hier geschilderten Schicht der Handwerker und Kleinkaufleute, der „Höker“, teilte man sich langsam in Deutsche und Dänen. Auch die Käufer gruppierten sich, man kaufte aus politischen Gründen bei diesem und bei jenem nicht, man bestellte sich die Handwerker nach ihrer politischen Zugehörigkeit, und man fing an, sich bei seinen Unterhaltungen in acht zu nehmen. Als die Lage immer gespannter und gehässiger wurde, ging auch der harmlose Humor im Umgang miteinander verloren, man erzählte politische Witze, und die aus der dänischen Art kommende Anlage zur Selbstironisierung und die Neigung zur „Spydighed“ tobte sich aus; die Redensarten wurden hintergründig und gehässig. „Sønderjylland vaagnede“ (Südjütland erwachte!). Mir, dem damals halbwüchsigen Jungen, wurde diese Veränderung klar, als auch unter uns Jungs Schmä- und Spottlieder aufkamen, die dann von uns als Kampflieder gebraucht wurden, um die Andersdenkenden zu kränken. Eine ganze Reihe solcher Lieder fand Eingang in das Volk, man wußte kaum, woher sie kamen. Von deutscher

Seite gehören dazu die Lieder von „Hannemann“, der von Jütland herkam, gegen das Deutsche richteten sich Lieder wie z. B.: „Sønderjyden han har underlige Vaner, han er stiv, han er stadig som en Hund“ u. a. Aber hier soll diesen unschönen Dingen nicht weiter nachgegangen werden. — Die bis dahin fast nur lokal gefärbte Presse veränderte natürlich auch ihre Tonart und versuchte, sich gegenseitig ins Unrecht zu setzen und in der Schärfe des Ausdrucks zu übertrumpfen. Die Idylle war zu Ende im Blätterwald; Herr Strakerjan übernahm die „Grenzpost“, die „wilde Krabbe“ gab ihr Zwischenspiel; „Modersmaalet“ und „Hejmdal“ blieben die Antwort nicht schuldig usw. Ich empfand diese Veränderung besonders klar, als ich in der „Grenzpost“ des öfteren den Satz las: „Det gaar tilbage, Hakon!“ Der Satz richtete sich gegen ein hervortretendes Mitglied der dänischen Seite. Ich kannte den Herrn als einen besonders geachteten und ehrenwerten Menschen und konnte schon damals nicht verstehen, daß man verunglimpft werden konnte, weil man politisch anderer Auffassung war. Wer die Schuld hatte an dem aufkommenden Unfrieden, darüber hatten wir Jungs kein Urteil, aber wie die Alten sangen, so zwitschern die Jungen, und bald waren daher auch unter den Schülern z. B. die Bezeichnungen „din Tysker“ oder „sikken en Tysker“ oder „en gal Tysker“ beliebte Schimpfworte. Sie werden in manchen Kreisen Dänemarks ja auch heute noch in herabsetzendem Sinne gebraucht. Als häßlich prägte sich mir auch ein, daß Herr Strakerjan in der „Grenzpost“ dazu übergang, unter Mitteilungen und Aufsätzen, in denen er die dänischen Führer angriff, eine Schwurhand mit gebrochenen Schwur fingern abzubilden, um dadurch den Dänen vorzuhalten, daß sie nach seiner Auffassung ihren Schwur gebrochen hatten. Diese und manche andere Erscheinungen und Auswüchse des politischen Gezänks prägten sich unauslöschlich in meine Knabenseele ein, und ich empfand schon früh die Spannung zwischen dem, was im Elternhaus meine Mutter bei mir zu pflegen suchte, und dem, was ich im öffentlichen Leben um mich herum sah. Daß diese Spannung zwischen Deutsch und Dänisch die Kindheitsentwicklung stark beeinflusste, kam mir endgültig zum Bewußtsein durch ein anderes Ereignis. Ich erlebte folgendes:

In meinem letzten Schuljahr, es war 1897/98, wurde von irgendwoher in der preußischen Verwaltung ein Buch zur Verfügung gestellt, das einem Volksschüler der Stadt als Prämie übergeben werden sollte. Das Buch war ein Prachtwerk mit vielen Bildern im üblichen Stile der Monarchenvergötterung und hatte den Titel „Unser Kaiser“. Von dem Hauptlehrer der Herzog-Friedrich-Schule am „Gammelting“, dem heutigen Bahnhof, wurde ich als Empfänger des Buches vorgeschlagen. Gegen diesen Vorschlag kam von politischer Seite Einspruch. Man wandte ein, daß ein solches Buch in einem Haus am falschen Platz wäre, das, wenn auch politisch völlig unbedeutend, so doch dänisch betont sei. Es entspann sich zwischen den behördlichen Stellen der Schulaufsicht nun ein

ziemliches Hin und Her, in dem aber der Hauptlehrer, „Vadder Blohm“, der ein harter Knochen war, Sieger blieb; das Buch wurde mir zugesprochen. Ich mußte beim Ortsschulinspektor, damals Pastor Andersen, antreten und bekam von ihm, der mein Elternhaus kannte, das Buch mit einigen netten Worten überreicht. Ich habe mir die Bilder in dem Buch angesehen, den Text versuchte ich zu lesen, verstand ihn aber nicht. Vater hat das Buch durchgeblättert, Mutter hat es nicht beachtet, aber auch nichts zu dem ganzen Vorgang gesagt. Vater war vernünftig genug, mich mit dem Buch zu Herrn Blohm zu schicken mit der Bitte, in das Buch eine kleine Widmung einzutragen, was dann geschah. Das Buch habe ich lange gehütet, weniger des Kaisers wegen, sondern weil es für mich eine Anerkennung bedeutete. In den Stürmen der Zeit ist es verlorengegangen.

Damit möchte ich diese bescheidene Schilderung des Milieus, in dem ich aufwuchs, abbrechen, um es zunächst zu ergänzen durch ein Bild von den Voraussetzungen, die in meinem Elternhaus und in mir selber wirkten und die mich in ihrer Gesamtheit zu einem „Leben in zwei Kulturen“ führten.

JUGENDJAHRE IN HADERSLEBEN

Mein Elternhaus steht in der Schulstraße in Hadersleben, es trug die Nummer 724. Diese Nummer bezieht sich aber nicht auf die Häuser in der Schuhstraße, sondern auf die Gesamtheit der Häuser in der Stadt, die fortlaufend numeriert und in sogenannte Quartiere eingeteilt waren. Die kurze, etwa hundert Meter lange Schulstraße zählte nur etwa ein Dutzend Häuser und Häuschen zu beiden Straßenseiten. Aber unter den Persönlichkeiten, die damals, vor nunmehr siebzig Jahren, in dieser Straße lebten, befinden sich mehrere, die für die politische und kulturelle Entwicklung unserer Heimat wie auch für die hier behandelte Erscheinung der Zweiströmigkeit im schleswigischen Menschen von Bedeutung gewesen sind.

Ihren Namen trug und trägt auch noch heute die Schulstraße mit Recht, denn in ihrer nächsten Umgebung liegen viele Schulen, und für diese ist die Schulstraße ein Zugangsweg. Dort, wo die Schulstraße in die Gaaskjærstraße, damals in einer unmöglichen Verdeutschung in Goskierstraße umbenannt, mündet, liegt die Haderslebener Gelehrtenschule, das alte Gymnasium, jetzt Kathedralschule benannt. Das altersgraue Hauptgebäude trägt an seinem der Gaaskjærstraße zugewandten Giebel in eisernen Buchstaben die Inschrift „Patriae et Literis“. Die alte Inschrift steht auch heute unverändert an ihrem Platz, hat sich aber doch verändert. Über der Inschrift ist jetzt ein recht wirkungsvolles, gut ausgeführtes dänisches Staatswappen angebracht, zum Zeichen, daß das „Patriae“ von damals nicht das „Patriae“ von heute ist, und um kundzutun, daß die Zeiten wechseln. Wir

Jungs aus der Schulstraße blickten mit ehrfürchtiger Scheu auf die alte Inschrift, und wenn uns auch die Bedeutung dieser Worte nicht restlos klar wurde, ahnten wir doch, daß durch diese Inschrift den buntbemützten Schülern der Gelehrtenschule eine gewisse bindende Verpflichtung auferlegt wurde. Wenn ich jetzt nach Hadersleben komme, habe ich immer soviel Zeit, daß ich durch die Gaaskjærstraße gehen kann, um einen Blick auf die alte Inschrift zu werfen. Sie gehört zu den bildenden Eindrücken meiner Kindheit, und das Patriae hat seine Verpflichtung gleichermaßen für die frühere wie für die jetzige Zeit. Heute bildet die Gelehrtenschule einen großen Gebäudekomplex; für mich gilt das graue Hauptgebäude als Träger einer Erinnerung, obgleich ich es nie betreten habe. Neben dem Gymnasium liegt ein stattliches Bürgerhaus, dessen Giebel ebenfalls eine Inschrift trug und noch trägt. Dort steht „Gud alene Æren“. Damals wohnte hier der „Physikus“ Madvig, eine angesehene, knorrige Persönlichkeit und ein sehr gesuchter Arzt. In der Umgangssprache des Volkes hatte man aber die Inschrift für die Person gesetzt, und wenn, mindestens in der Nachbarschaft, ein Art nötig wurde, dann hieß es nicht „hole Dr. Madvig“, sondern „lauf schnell zu Gud alene Ærens“. Dieser Ruf erging auch einmal an mich, veranlaßt durch ein unerfreuliches Ereignis, das tiefe Eindrücke bei mir hinterließ. Wir hatten in meinem Elternhaus eines Tages Besuch von einem jüngeren Hofbesitzer aus der Umgebung mit seiner Frau. Meine Eltern hatten sich auf dem Hofe, wo meine Mutter öfters als Näherin bei den Eltern des jungen Paares arbeitete, kennengelernt. Die jungen Leute hatten den Hof übernommen, aber der neue Mann hatte es innerhalb von vier Jahren fertiggebracht, den erheirateten Hof durch Unverstand und spekulativen Pferdehandel so herunterzuwirtschaften, daß jetzt der Ruin drohte. Anscheinend wußte er keinen Ausweg mehr, und da auch unangenehme Wechselgeschichten drohten, hatte er kurz vor dem Besuch bei uns, wo seine Frau ihn erwartete, Gift genommen. Als wir beim Abendessen saßen, fing das Gift an zu wirken, er fiel in Ohnmacht. Mein Vater schleppte ihn schnell ins Bett, und ich erhielt den dringenden Auftrag, schnell zu „Gud alene Ærens“ zu laufen und den Physikus zu holen. Madvig kam auch sofort, und nach einigem Bemühen gelang es, den Mann wieder ins Bewußtsein zurückzubringen. Als die Lage sich etwas klärte, kam Madvig zu uns ins Wohnzimmer, und auf die Frage nach dem Befinden des Mannes knurrte er kurz zu meiner Mutter: „Han har taget Gift, det Svin, men ikke nok!“ (Er hat Gift genommen, das Schwein, aber leider nicht genug.) Der weitere Verlauf dieser Geschichte gehört nicht mehr hierhin, die Worte und die Erinnerung an die Persönlichkeit Madvigs sind nie aus meiner Erinnerung gewichen.

Am anderen Ende der Schulstraße lagen schon damals mehrere Schulen und Lehranstalten, deren Zahl heute noch stark angewachsen ist. Damals waren es das Lehrerseminar, die Seminar-Übungsschule, die Auguste-Viktoria-Mittelschule

und ein Kindergarten. Bei dieser Häufung von Schulen ist es verständlich, daß sich in der Schulstraße und ihrer Umgebung eine größere Anzahl Pädagogen angesiedelt hatte. Hier hatten wir Professoren, Oberlehrer, Seminarlehrer, Volks- und Mittelschullehrer in jeder Sortierung.

Über einzelne von ihnen wird später noch zu berichten sein, zunächst aber etwas anderes.

Neben dem Lehrerseminar, an der Ringstraße, die heute „Laurids Skaugade“ heißt, wurde die erste Freigemeindekirche der dänischen Freigemeinde in Hadersleben und Umgebung errichtet; es war die recht ansprechend gebaute Christuskirche. Etwas zurück hinter der Christuskirche lag Mariegaard, ein stattlicher Bauernhof. Dort mußte ich unsere Milch holen, und ich betrachtete dann mit viel Interesse die bäuerlichen Arbeiten auf dem Hofe.

Mitten in der Schulstraße liegt mein Elternhaus. Es ist ein bescheidenes Handwerkerhaus mit einer großen Durchfahrt nach dem Hofe. Diese war erforderlich, damit mein Vater, der sich auf Wagenlackiererei spezialisiert hatte, die Wagen in die hinter dem Hause liegende Werkstatt fahren konnte. Vater arbeitete für die beiden Wagenfabriken von Haugaard und Jensen, hatte aber auch eine ausgedehnte Landkundschaft unter den Bauern und den Dorfschmieden in der Umgebung. Die gutgestellten Bauern in der Umgebung legten großes Gewicht auf flotte Wagen mit ebenso flotten Pferden davor. Wenn diese Bauern an den Montagen zur Stadt kamen und in der „Harmonie“ ausspannten, dann kam es darauf an, wer mit dem elegantesten Kutschwagen und den rassisten Pferden aufkreuzen konnte. Vater hatte viel zu tun, denn damals wurden die Wagen mit vielen Linien und Strichen verschönert und mit den besten Lacken behandelt. Wenn Vater einen Wagen „staffierte“, d. h. wenn er mit dem langen „Schlepper“ aus freier Hand die feinsten Striche auf die Speichen der Räder zog, dann stand ich daneben, staunend über diese Kunstfertigkeit. Wenn ein Wagen dann fertig lackiert wurde, durfte keiner die Werkstatt betreten, denn nicht das kleinste Staubkörnchen durfte die spiegelblanken Flächen trüben. Vorher wurden sorgfältig alle Fliegen aus der Werkstatt verscheucht, denn wenn eine Fliege sich auf die lackierten Flächen setzte, mußte alles wieder abgeschliffen werden. In den Sommerferien mußte ich, recht ungern, beim Spachteln und Schleifen der Wagen helfen. — Schwer war es, bei den Schmieden der Umgebung die Bezahlung für lackierte Wagen hereinzubekommen, denn die Meister sagten, sie könnten erst bezahlen, wenn die Bauern, die die Wagen von ihnen bekommen hatten, an sie bezahlten. Meist mußte ein volles Jahr Kredit gegeben werden, und auch dann bezahlte keiner von sich aus. Dann wurde ich mit einer quittierten Rechnung losgeschickt, um einzukassieren. Ich hatte dann strikte Anweisung, mich nicht vertrösten oder wegschicken zu lassen, sondern auf Bezahlung zu drängen. In den meisten Fällen klappte das auch, denn das Nichtbezahlen war

gewöhnlich nur Saumseligkeit. Aber trotzdem habe ich diese Fahrten in unangenehmer Erinnerung.

Meine Vorfahren väterlicherseits waren Pachtbauern des Gutes Rundhof, später Kleinbauern und Handwerker in Angeln. Daß die Henningsens aus Angeln stammen sollten, lebte in unserer Familie als eine fromme Sage, irgendwelche Unterlagen für diese Annahme hatten wir nicht. Erst der Nationalsozialismus zwang mich dazu, einen Stammbaum aufzustellen. Da ich Beamter war, mußte ich nachweisen, daß in den vorhergehenden drei Generationen kein Jude gewesen sei. Die Sache wurde interessant, ich setzte die Nachforschungen fort und konnte meinen Stammbau bis vor den Dreißigjährigen Krieg zusammenstellen. Daß der Nationalsozialismus dazu zwang, ist etwas von dem wenigen Positiven, das ich in dieser Bewegung gefunden habe. Zunächst wollten die Nachforschungen nicht klappen, ich konnte meinen Großvater nicht finden, alle anderen Henningsens waren lückenlos und urkundlich belegt nachweisbar, aber der Großvater, von dem wußte keiner was. Vater hatte aus einem erklärlichen Grund nie von ihm gesprochen: er hatte ihn kaum gekannt, weil er nur neun Jahre war, als Großvater starb. Aber wo? Endlich lichtete sich das Dunkel, als ich im Kirchenbuch zu Adelby bei Flensburg die Notiz fand: „Am 25. Juli 1853 ist verstorben und am 26. Juli desselbigen Jahres hierselbst beerdigt Peter Henningsen, Tagelöhner in Twedt. — Man fand ihn tot in einer Mergelkuhle, und er wurde mit Genehmigung des Hadesvogts in Husby auf dem hiesigen Friedhof beerdigt. Alter 47 $\frac{3}{4}$ Jahr.“ Die weiteren Nachforschungen ergaben, daß mein Großvater nach einer Notiz in der Haderslebener Bürgerrolle 1842 in Hadersleben zugezogen war. In der Bürgerrolle steht: „Tøffelmager Peter Henningsen fra Ravnkjær (Angel)“ unter den Zugezogenen. Großvater war das sechste Kind auf einer kleinen Bauernstelle in Rabenkirchen gewesen, er hat daher Holzschuhmacher gelernt und hat, um sein Glück zu versuchen, als erster Henningsen die Heimat verlassen und ist nach Hadersleben gekommen. Dort hat er, wie das Haderslebener Kirchenbuch berichtet, Dorothea Lausen, die Tochter des Maurers Lausen und seiner Ehefrau Fidelius aus Kolding, geheiratet, und damit fängt die vielberufene Zweiströmigkeit in meiner Familie an. Meine Großeltern hatten eine Tochter und drei Söhne, alle in Hadersleben geboren. Als meine Großmutter 1852 starb, stand Großvater allein mit den vier Kindern. Die Not im Hause wird groß gewesen sein, die wirtschaftliche Lage nach dem Kriege war schlecht, und so hat mein Großvater sich wahrscheinlich wieder auf die Wanderschaft nach Angeln begeben, um dort, vielleicht bei Verwandten, Hilfe und Arbeit zu finden. Von dieser Wanderung kam er nicht zurück. Wie er seinen Tod in der Mergelkuhle gefunden hat, welche Umstände dieses Ende verursacht haben, ist ungeklärt. Die in Hadersleben zurückgebliebenen vier Kinder waren nun völlig verwaist, mein Vater war mit neun Jahren der Jüngste. Die vier Geschwister

wurden nach damaligem Brauch von der Stadtverwaltung „verlizitiert“ und kamen auseinander. Mein Vater kam zu einem Maurer, Jep Thuesen, wohnhaft am „Naff“, und wuchs dort auf als „Naffdrenng“. Er hat es aber bei seinen Pflegeeltern, wie er oft betonte, gut gehabt, auch seine drei Geschwister haben bei ihren Pflegeeltern keine Not gelitten. Die drei von ihnen haben ihr Leben in Hadersleben gelebt, nur einer, August, ging, nachdem er Färber gelernt hatte, nach Horsens. Dort ist er dänischer Soldat gewesen, mußte aber, weil er sich unvorsichtigerweise nach 1864 in Hadersleben blicken ließ, auch in Preußen als Soldat dienen; so erzählt die Überlieferung.

Mein Vater besuchte die sogenannte Halbtagschule in Hadersleben und arbeitete nachmittags in der Tabakfabrik von Mathias Hansen. Viel Positives Wissen hat er aus der Schule nicht mitgenommen, aber er lernte eines: sich behaupten unter den anderen. Als er vierzehn Jahre war, kam er zu einem Malermeister in der Schloßstraße in die Lehre, gegen „Kost, Kleidung und Logis“. Die Lehrzeit dauerte für ihn fünf und nicht, wie sonst üblich, nur vier Jahre, denn er sollte von seinem Meister auch gekleidet werden. Auch über seine Lehrzeit hat Vater nie schlecht gesprochen; ihm war stets klar, daß er auf sich selber angewiesen sei und über das „Übliche“ hinaus für ihn nichts zu erwarten sei. Als er seine Lehrzeit beendet hatte, schenkte ihm sein Meister eine „Tombaksuhr“ und entließ ihn in die Fremde. Da ihn naturgemäß nichts an Hadersleben band, nahm er kurz Abschied von seinen Geschwistern und wanderte als Malergehilfe in die Fremde. Die Wanderschaft, die er damit begann, dauerte acht Jahre. Sie führte ihn, unterbrochen von längeren und kürzeren Arbeitszeiten hier und dort, weitherum durch Deutschland. Einmal kam er bis Königsberg, dort kehrte er um, und da es ihn nach der Heimat zog, wanderte er längs der Ostseeküste wieder zurück nach Schleswig. Als er endlich eines Tages in ziemlich abgerissenem Zustand sich Hadersleben näherte, schämte er sich, weil er nichts als seine leeren Hände mitbrachte, und beschloß, daß er sich in Hadersleben nicht sehenlassen wollte. Er wanderte daher am späten Abend durch die Stadt, suchte kurz seine Schwester auf, die bei Gellert auf dem Markt in Stellung war, und wanderte noch in derselben Nacht in Richtung Westküste wieder davon nach Deutschland hinein.

Dieser zweite Teil seiner Wanderzeit führte ihn durch Mitteldeutschland und Schlesien, wo er längere Zeit in Hirschberg arbeitete, und über das Riesengebirge nach Böhmen hinein. Inzwischen war das Jahr 1864 herangekommen, und gelegentlich einer Meldung bei der Ortspolizei stellte diese seine Heimat fest und befahl ihm, sofort „nach Hause zu machen“, denn in Schleswig-Holstein sei Krieg, und er müsse mit. Daß die Schleswig-Holsteiner im Krieg um ihr Land nicht mit dabei waren, sondern von Bismarck „befreit“ wurden, hatte sich bei der Polizei in Böhmen noch nicht herumgesprochen. Vater mußte nach der Heimat „tippeln“, denn die wenigen Bahnen damals waren nicht für wandernde Gesellen. Er bekam

den Befehl, sich nach jedem Tagesmarsch bei der zuständigen Polizeibehörde zu melden, sein Wanderbuch abstempeln zu lassen und täglich fünfzig Pfennig Zehrgeld in Empfang zu nehmen. Eine Fußwanderung von Böhmen bis Hadersleben nahm Zeit, und als Vater endlich in Hadersleben ankam, war der Krieg vorbei.

Nun hatte er, inzwischen älter geworden, zum Wandern keine Lust mehr. Er liebte sich vier „Speziestaler“, kaufte Pinsel und Farbe und machte sich in einer kleinen gemieteten Werkstatt selbständig. Sein Unternehmen glückte, die guten Zeiten nach 1871 kamen ihm zu Hilfe, und es ging vorwärts für ihn. Inzwischen hatte er meine Mutter kennengelernt, die sich als „Syjomfru“ (Nähmädchen) durchschlug; sie heirateten und konnten das Haus Nr. 724 in der Schulstraße kaufen. Die lange Wanderzeit und die harte Jugend hatten Vater einen erweiterten Gesichtskreis gebracht und ihn vor allem mit einer ausgezeichneten Menschenkenntnis ausgestattet. Die positiven Schulkenntnisse waren bescheiden, aber sein natürlicher Verstand und sein klares Urteil ließen ihn stets den rechten Weg und den rechten Ton finden. Er schätzte die Menschen nicht nach Stand und Kenntnissen ein, sondern danach, ob sie „Omlof“ (Umlauf) im Kopf hatten oder nicht. Er war stolz auf seine selbsterworbene Selbständigkeit und Unabhängigkeit; Beamte und Angestellte lagen ihm nicht. Als wendiger und flinker Mensch mochte er dicke Leute nicht leiden, ja, er hatte geradezu Abscheu vor ihnen. „Sikken Vom han har“, war seine Kennzeichnung dieses damals nicht ganz seltenen Typs. Auf seinen Wanderungen hatte er in Deutschland viel gesehen und viele deutsche Menschen kennengelernt; er achtete das deutsche Wesen und wollte mit der aufkommenden Politik in der Heimat und den täglichen Reibereien zwischen Deutschen und Dänen zunächst nichts zu tun haben; er bezeichnete diese Auseinandersetzungen als „Vrøvl og Mundhuggeri“. Seine Stellungnahme wurde aber anders, als Herr v. Koller dicke Luft machte. Als die preußische Verwaltung anfang, die dänischen Staatsbürger auszuweisen, da traf ein solcher Ausweisungsbefehl auch Vaters Lehrling, Søren Østergaard. Dieser mußte innerhalb von vierundzwanzig Stunden das Land verlassen, obgleich weder er noch seine Eltern, noch mein Vater sich irgendwie politisch betätigt hatten. Das ging nun doch meinem Vater sehr gegen den Strich und verletzte sein Gerechtigkeitsgefühl so sehr, daß er von nun an anfang, sich um die politische Lage und die Verhältnisse, die so etwas möglich machten, zu kümmern. Sein eigenes Nachdenken über diese Dinge und der Einfluß meiner Mutter führten ihn dann endgültig ins dänische Lager. Er war trotz allem kein Mann des politischen Kampfes und blieb auf diesem Gebiete im Hintergrund, aber doch wurde er ein klarer Anhänger der dänischen Bewegung. Zu politischen Versammlungen ging er nicht, aber an seiner dänischen Grundeinstellung zweifelte keiner. Ihn, wie Tausende andere, hatte das Verhalten der preußischen Verwaltung zur Erkenntnis

der Verhältnisse gebracht. Ich hatte stets, schon als kleiner Bursche, den Wunsch geäußert, daß ich Lehrer werden möchte, um lesen und lernen zu können. Vater hatte meinem Wunsche zugestimmt, und so war meine Ausbildung auf diesen Beruf ausgerichtet. Wäre das nicht gewesen vor dem politischen „Erwachen“ meines Vaters, hätte er mir seine Zustimmung zur Ausbildung auf dem preußischen Lehrerseminar wahrscheinlich nicht gegeben. Meine beiden Brüder, die zehn und zwölf Jahre älter waren als ich, folgten in ihrer politischen Einstellung meinem Vater. Meine beiden Brüder, der eine war Uhrmacher, der andere Maler, schickte Vater nach beendeter Lehrzeit auf Wanderschaft nach Deutschland und darüber hinaus nach der Schweiz und Italien. Ich erinnere Vaters Worte, mit denen er den Maler, der bei ihm gelernt hatte, nach Beendigung seiner Lehrzeit abschickte: „Hier hast du hundert Mark. Damit setzt du dich auf die Bahn und fährst, so weit das Geld reicht. Dann nimmst du den Stock in die Hand und suchst dir Arbeit.“ Die hundert Mark reichten damals bis Basel, von dort ging Bruder Iver dann zu Fuß weiter. Meine Brüder blieben beide jeder auch acht Jahre auf Wanderschaft, danach kamen sie nach Hadersleben zurück und machten sich selbständig.

Die Abstammungslinien meiner Mutter weisen nicht nach dem Süden, sondern nach dem Norden, wie die meiner Großmutter in den dänischen Kulturkreis hinein. Mutters Vater war Bäckermeister in Hadersleben, ihre Mutter war aus der Gegend um Fredericia. Die Bäckerei Petersen lag an der Ecke am „Kloster“, der Severinschule gegenüber. Großvater, den ich nicht gekannt habe, stammte aus der Erleffer Gegend, von dem sogenannten kleinen Hof § 5. Großvater Petersen soll ein großer, starker Mann gewesen sein, von dem erzählt wurde, daß er als dänischer Dragoner gedient habe. Die ganze Familie meiner Mutter hatte nur Verbindungen nach dem Norden, für meine Mutter, die eine stille Abneigung gegen alles Deutsche hatte, war die Pflege dänischer Gesinnung und dänischer Kultur eine Herzensangelegenheit. Sie fühlte sich dem Dänischen innerlich verbunden, und daher bemühte sie sich, mich, soweit sie es vermochte, in das dänische Geistesleben einzuführen. Als ich heranwuchs, waren meine Brüder schon auf Wanderschaft, ich hatte sie noch nicht bewußt erlebt und wuchs heran sozusagen als einziges Kind. Wenn Vater, Mutter und ich abends zusammensaßen, las Mutter zunächst die etwa eingegangenen Briefe meiner beiden Brüder aus der großen Welt vor, dann las sie „Modersmaalet“ sowie den täglichen Abschnitt aus Pastor Tonnesens „Sædekornet“. Dann durfte ich sagen, was weiter drankommen sollte. Zur Auswahl standen zumeist H. C. Andersen, Carit Etlar, Ingemann und A. D. Jørgensen. Dadurch sorgte Mutter dafür, daß ich Kenntnis bekam von der dänischen Literatur, und Dronning Margarethe, Gjøngehøvdingen, Peter Tordenskjold, Niels Juul und andere waren vertraute Personen für mich. Ich habe Mutter selten so herzlich weinen sehen wie damals,

als die Kunde kam, daß die Königin Luise, die Gemahlin Christians IX., gestorben sei. Als ich nun wünschte, Lehrer zu werden, war dieses nur möglich durch die Ausbildung auf dem preußischen Lehrerseminar und durch Eintritt in den preußischen Schuldienst. Von der dadurch notwendig gewordenen politischen Entscheidung hatte ich keine Ahnung; ich hatte nur das eine Ziel: Lehrer werden, um zu lernen! Mutter stimmte meinem Wunsche zu, sie gab meinem Drängen nach. Sicher hat sie geahnt, daß ich damit für das Dänische verloren sei, und daß ich in das von ihr abgelehnte Deutsche hinüberwechseln würde. Ich habe erst sehr viel später nachfühlen können, was Mutter bewogen hat, meinem Wunsche nachzugeben. Seit meiner Geburt war Mutter nicht recht gesund, die beiden großen Jungs waren in der Fremde, da hat sie mir, dem spätgeborenen Jüngsten, der ihr Liebling war, die Erfüllung seines Wunsches nicht versagen können, den damit verbundenen Kampf hat sie still im Herzen mit sich selber ausgekämpft, und niemals hat sie irgendwie versucht, mich von meinem Wunsche abzubringen. Mit eiserner Willenskraft hielt sie sich trotz immer schwererer Krankheit aufrecht, bis ich meine erste Stelle als Lehrer angetreten hatte. Dann starb meine Mutter. Als Erbteil meiner Mutter hat mich Zuneigung und Sympathie für dänische Art begleitet.

Auf dem Lehrerseminar erhielt ich eine gute Ausbildung und wurde bald ganz gewonnen für die Werke des deutschen Kultur- und Geisteslebens. Damit kam meine Familie unter das Grenzlandschicksal und erlebte, daß Angehörige des engsten Familienkreises politisch in getrennten Lagern standen. Was alles damit zusammenhängt, wird später besprochen werden. Aus dem Nachdenken darüber tauchte bei mir in einer stillen Stunde die Bezeichnung Zweiströmigkeit auf. Dieser Ausdruck hat in den Auseinandersetzungen um diese Dinge Aufnahme gefunden. Ich bin mir, der väterlicherseits aus den deutschbetonten Gebieten Angelns und mütterlicherseits aus den nördlichsten Gebieten unserer Heimat stammt, bewußt, daß ich auf Grund der Zweiströmigkeit genausogut den Weg ins dänische Lager hätte finden können; vielleicht dann, wenn Kollers Gewaltpolitik ein paar Jahre früher eingesetzt und meinen Vater getroffen hätte. Der zweiströmige Mensch lebt in der seelischen Welt beider Völker, fühlt sich beiden verbunden, sympathisiert mit beiden. Dem Volk aber, für das er sich politisch entschieden hat, gilt seine Liebe, dem hält er die Treue!

Aber zurück zur Schulstraße! Rechts von meinem Elternhause wohnten in einem nach damaligen Begriffen stattlichen Wohnhaus nacheinander zwei Professoren und ein Seminarlehrer, der später Kreisschulinspektor in Sonderburg wurde und dem ich dort wiederbegegnen sollte. In seine Wohnung zog dann ein in dänischen Kreisen bekannter Mann, der Konsul Amorsen, ein. „Konsulen“ war eine sehr gepflegte Erscheinung; wir Jungs in der Schulstraße hatten Respekt vor ihm und bestaunten seinen wallenden Vollbart. Konsulen sprach ein sehr elegantes

Hochdänisch, was ihn mit einem besonderen Glanze umgab und aus der Reihe des gewöhnlichen Volkes heraushob. Wir sprachen ja in Hadersleben allgemein plattdänisch, und unsere Sprechweise war ziemlich „davle“. Einmal aber habe ich mich über den vornehmen Herrn Konsul gewundert. Mein Vater und er unterhielten sich über den Gartenzaun hinweg über gleichgültige Dinge. Dabei hörte ich Konsulen sagen: „Ja, so ein großer Dorschkopf (Torskehoved) ist ein großartiges Essen.“ Bis dahin hatte das Wort „Torskehoved“, wenn es mir bei zu töffeligen Benehmen an den Kopf geworfen wurde, eine ganz andere Bedeutung gehabt. Es von einem Herrn wie dem Konsul in lobendem Sinne gebraucht zu hören, verwirrte meine Begriffe völlig.

Eines Tages zog nun in dieses Nachbarhaus der Freigemeindepastor Thomsen ein, und damit schlugen die Wellen der Tagespolitik, die mein Elternhaus bisher kaum berührt hatten, heftiger in unseren Lebenskreis hinein. Nicht in dem Sinne, als triebe die Familie Thomsen Politik in der Art der immer stärker werdenden täglichen Reibereien. Das lag dieser Familie durchaus nicht. Aber doch führte die Lebensaufgabe der Familie Thomsen und die Atmosphäre ihres Heimes in unaufdringlicher und doch beispielhafter Weise das vor Augen, was im besten Sinne dänische Haltung war. Herr Thomsen kam aus den Vereinigten Staaten, wo er Pastor einer Freigemeinde gewesen war; er kehrte nun in seine Heimat zurück. Er war in Hadersleben der erste Pastor an der schon erwähnten Christuskirche. Die Behörde wollte ihm den Titel Pastor nicht zuerkennen, sie bezeichnete ihn als „Freigemeindesprecher“. Herr Thomsen war ein freundlicher Mann, der seine eigenen Kinder in verständnisvoller Weise heranwachsen ließ und der auch hin und wieder ein nettes Wort für die Jugend in der Schulstraße übrig hatte. Das klar abgestimmte Verhalten der Familie Thomsen regte natürlich auch in meinem Elternhaus manche Gespräche über die politische Lage und die damit zusammenhängenden Fragen an und brachte auch meine Gedanken auf diesem Sektor in Bewegung. Die beiden Söhne Thomsens, Hans und Chresten, waren zeitweilig meine Spielkameraden. Als ich einmal beim Spiel mit ihnen zufällig in Herrn Thomsens Studierzimmer geriet und staunend vor den vielen Büchern stand, fiel mein Blick auch auf ein Bild an der Wand. Es zeigte einen Pastorenkopf, umrahmt von einem weißen Kranzbart. Herr Thomsen sah, daß ich das Bild betrachtete, er trat an mich heran, legte mir die Hand auf die Schulter und sagte: „Siehst du, mein Junge, das ist Grundtvig, von ihm wirst du noch viel hören.“ Dieses Wort hat mich begleitet durch meinen Beruf wie eine Prophetie. Ich habe mich viel mit Grundtvig beschäftigt und habe versucht, Grundtvigsche Gedanken von deutschen Ausgangspunkten aus zu gestalten, und so hat sich Herr Thomsens Wort erfüllt, allerdings nicht in dem von ihm gemeinten Sinne. Langsam gingen dann die Wege auseinander. Die Thomsen-Söhne kamen ins Gymnasium, ich in die Volksschule. Dann zogen Thomsens in eine andere Gegend, und als der

Ungeist Kollers regierte, wurden Hans und Chresten Thomsen vom Gymnasium verwiesen wegen einer politischen Lappalie. Chresten Thomsen ging in eine journalistisch-politische Tätigkeit, ich wurde Lehrer. Wir blieben in loser Berührung lange Jahre, bis wir uns wieder in einer für mich entscheidenden Stunde zufällig wiedertrafen.

Während rechts von meinem Elternhause die dänische Kultur zu Hause war, sah es zur Linken ganz anders aus. Dort wohnte wenige Häuser entfernt der Professor Schröder, im Volksmund und von seinen Schülern „lille Nis“ genannt. Schröder war einer der führenden Männer des nationalistisch betonten Deutschtums in Hadersleben und darüber hinaus in Nordschleswig. Auch die Familie Schröder ist ein typisches Beispiel für die Zweiströmigkeit, auch in ihr gingen die nationalen Trennungslinien durch die Familie, denn Professor Schröder, der ausgeprägte Vertreter des Deutschtums, und Jakob Schröder, der berühmte Leiter der Volkshochschule in Askov, gehören zu derselben Familie. Professor Schröder war Lehrer am Gymnasium und nebenberuflich auf manchen anderen Gebieten tätig. Er war Sachverständiger bei den Behörden und Gerichten in politischen Fragen, wie sie im Tageskampf zwischen Deutschen und Dänen damals auftauchten. Die Zahl der strittigen Punkte und der bei Gericht anhängenden Klagen wuchs im Laufe der Zeit sehr, und Schröder hatte viel zu tun. Er führte die ihm gewordenen Aufträge mit Eifer und Sachkenntnis aus, allerdings auch mit einer Schärfe in seiner Stellungnahme, die nur aus der gespannten politischen Atmosphäre der damaligen Zeit erklärlich ist. Besonders bekannt, ja berüchtigt wurde Schröder durch seine Gutachten über die Lieder des vielgebrauchten „Blaa Sangbog“, des „Blauen Liederbuches“ der Dänen. In der Beurteilung der „staatsgefährdenden“ Bedeutung vieler Lieder schoß Schröder unverständlich weit über das Ziel hinaus. Neben seiner Tätigkeit als Lehrer und als Mann der Öffentlichkeit war Schröder ein sorgsamer Hausvater für seine Familie. Einer seiner Söhne, Ernst Schröder, war mit uns anderen Jungs im gleichen Alter, und so fanden wir uns mitunter in den gemeinsamen Spielen der Straße. Bei dem Spielen konnte es gelegentlich vorkommen, daß wir uns in den Garten des Schröderschen Hauses hinein verwilderten. Wenn aber dann die kleine, bewegliche Gestalt des Professors mit dem großen Vollbart und den blitzenden Brillengläsern auftauchte, hielten wir es stets für ratsam, auf Ruhe und schnelles Verschwinden bedacht zu sein. Ernst Schröder hatte des Vaters Vorliebe für Politik geerbt und nahm später als Politiker und erfolgreicher Journalist eine führende Stellung in der deutschen Grenzpolitik ein. Die ätzende Schärfe des Vaters hatte er nicht, er verfügte bei aller Deutlichkeit in seiner Stellungnahme über ein tiefes Verständnis des Dänischen. Als Leiter der Grenzmittelstelle in Flensburg war er, wie sein Vater, maßgeblicher Berater der Behörden und ein kluger Deuter der Volksmeinung. Seine letzten Lebensjahre wurden verbittert durch die eigenartige Behandlung, die er von seiten der Dänen

nach dem Zusammenbruch erleiden mußte; er konnte sich nach dem Aufenthalt in „Faarhus“ nicht mehr erholen.

Aber noch weitere bemerkenswerte Persönlichkeiten gehören zum Bild der kleinen Schulstraße. Als die Bahn durch die Stadt geführt wurde, kreuzte sie auch die Schulstraße. Den Bahnanlagen fielen auch das Amorsensche Haus und die Werkstatt meines Vaters zum Opfer. Neben der Bahnanlage entstand ein Neubau moderner Art. In diesem Neubau wohnten zeitweilig der Haderslebener Bürgermeister und Professor Sach, der Verfasser des Standardwerkes „Herzogtum Schleswig“. Wir Jungs warfen mitunter einen scheuen Blick durch das zur Straße liegende Fenster von des Professors Studierzimmer, hinter dem der feine Gelehrtenkopf des Professors auftauchte, meist umgeben von dichten Rauchwolken aus seiner langen Pfeife. Die Sachschen Kinder, sieben Jungs und sieben Mädchen, also sieben Paar, waren sich selber genug und nahmen nicht teil an unseren Spielen. Im Hause daneben, dem Eckhaus an der Ringstraße, wohnte ein Seminarlehrer, den viele Schüler des Lehrerseminars in wohl nicht immer ungetrübter Erinnerung haben werden. Er war irgendwoher aus dem Sächsischen gekommen und hatte nicht die geringste Verbindung mit Land und Leuten. Im Unterricht gebrauchte er öfters den Ausdruck „Potztausend“, sprach aber das Wort sächsisch aus, und hatte daher den Spitznamen „Botz“ bekommen. Unter diesem Namen werden die älteren Schüler des Seminars ihn in Erinnerung haben. Dicht bei uns wohnte, allerdings nur kürzere Zeit, die Pastorenwitwe Scheel mit ihren stämmigen Söhnen. Aber diesen, den Scheeljungs, gingen wir gern aus dem Wege aus guten, „schlagenden“ Gründen. Unser berühmter Landsmann Professor Otto Scheel hat sich herzlich darüber gefreut, daß schon damals seine breiten Schultern so großen Eindruck auf uns gemacht hatten. — Neben dem Scheelschen Haus lag ein großer Holzplatz, der Baufirma Jürgensen gehörig. Hier hatten wir einen herrlichen Spielplatz und konnten nach Herzenslust auf den hier lagernden Baumstämmen und Holzstapeln herumtoben. Als ich einmal beim Herumturnen auf einigen Baumstämmen ausrutschte und mir auf einem Stein ein tiefes Loch in die Stirn schlug, sammelten mich die beiden Töchter von Professor Geibel auf und versuchten, das Blut zu stillen. Ich sehe noch ihre blutigen Taschentücher vor mir. Vater trug mich dann schnell zu dem Kreisarzt Dr. Hansen, der damals am Graben, am Viehmarktplatz, wohnte. Der zeigte mir aus dem Fenster die Kühe auf dem Marktplatz und hielt mir dabei eine Flasche unter die Nase. Ich wurde erst wieder wach, als ich zu Hause im Bett lag. — Neben dem Holzplatz wohnte der bekannte Mathematiklehrer am Seminar, Peter Michelsen, mit dem hellblonden Kaiser-Friedrich-Bart und der stets tadellos gesteihten Hemdbrust. — In einem kleinen, efeuumrankten Häuschen mit großem Garten wohnte die Kunstmalerin Charlotte v. Krogh, aus der bekannten Adelsfamilie. Sie lebte nach eigener Art und kümmerte sich wenig darum, was „die Leute sagten“.

Einstmals erschien sie im Seminar bei unserem Musiklehrer und wollte Unterricht im Orgelspiel haben. Als „Julius“ sie darauf aufmerksam machte, daß die damals sehr langen Röcke sehr hinderlich sein würden beim Bedienen des Pedals, sagte sie nur: „Das ist bedacht.“ Mit einem Griff ließ sie die Röcke fallen und stand in Lederhosen da. Eine Frau in Hosen! In unserer kleinen Haderslebener Welt war das eine Sensation!

In diese gelehrte Umgebung eingesprengt lebten aber auch Menschen anderer Art. Dazu gehörte z. B. der biedere Fuhrmann, der in seiner Gutmütigkeit zuließ, daß wir im Stroh in seiner Scheune tobten, bis seine Frau, eine tüchtige, aber auch handfeste Ostpreußin, uns herausbrachte. — In einem kleinen Häuschen uns gegenüber, das später auch dem Bahnbau zum Opfer fiel, wohnte ein „zünftiger“ Zimmermann, dessen einzige Tochter meine Spielkameradin war. Wenn ich gelegentlich am Sonntagmorgen dort in die Wohnstube kam, sah ich staunend den stattlichen Handwerksmann vor einem ausgiebigen und sehr massiven Sonntagmorgenfrühstück sitzen. Seine blütenweißen Hemdsärmel leuchteten, und vor ihm auf dem Tisch stand die Flasche mit „Snedkerbraendvin“ und das landesübliche „davle Øl“, Braubier. — In dem kleinen Oberstock dieses Hauses hatte sich eine geheimnisvolle Persönlichkeit eingemietet. Das war ein „Soßenkocher“, der in der Tabakfabrik von Mathias Hansen arbeitete. Wenn er abends im blauen Leinenanzug von der Arbeit kam, dann warteten Frida und ich im Trephaus, um einen Hauch von ihm zu erwischen, denn er duftete ausgeprägt nach Zwetschenmus. Diesen Duft brachte er in seinem Arbeitsanzug aus der Fabrik mit, wo er die Soße für den weitbekannten „Skipperskraa“ kochte. Wir raunten uns dann zu, daß Herr Hansen und der Alte die einzigen Menschen seien, die das Fabrikgeheimnis der Zusammensetzung der Kautabaksoße kannten. Das war schon was! — Wenn ich dann noch des Berliner Jungen gedenke, der zufällig in unseren Kreis geriet und uns alle mit seiner Berliner Schnauze völlig überrundete, und des Zollbeamten, der, weil er Uniform trug und Beamter war, nicht zum Haderslebener „Volk“ gerechnet wurde, dann ist der Kreis der damaligen Bewohner der Schulstraße ungefähr abgeschrieben.

Die Politik spielte zunächst unter uns Jungs eine untergeordnete Rolle, wir hatten andere Sorgen. Eine der größten davon ergab sich aus der Anhäufung der Schulen in unserem Wohnbezirk. Diejenigen von uns, welche die Herzog-Friedrich-Volksschule am „Gammelting“ besuchten, mußten auf ihrem Schulweg am Gymnasium vorbei, und das war eine schwierige Angelegenheit. Denn wenn wir uns auch als Einzelpersonen gut mit den „Buntbemützten“ vertrugen, so bestand doch zwischen den Schulen als Körperschaften bittere Feindschaft. Wenn wir nun vor Schulbeginn oder während einer Pause am Gymnasium vorbei mußten, dann wurde die Lage kritisch. Wohl taten wir uns zu mehreren zusammen, wohl hatten wir unsere Holzschuhe als Schlagwaffen schnell bei der

Hand, um uns damit nach Kräften zu verteidigen, aber doch mußten wir öfters „Pukkelblaa“ hinnehmen. Das Wort entstammt einem der vielen Schmählieder, die gesungen wurden: „Ti saadan vil vi slaa, den tyske (oder, nach Belieben, den danske) Pukkel blaa“ (So wollen wir den deutschen, oder den dänischen, Puckel blau schlagen). Oft mußten wir, weil wir am Gymnasium nicht vorbeigelassen wurden, versuchen, über Gärten und Zäune hinweg auf allerlei krummen Wegen unsere Schule zu erreichen. Dort mußten wir rechtzeitig sein, denn mit dem Rohrstock von „Vadder Blohm“ war nicht zu spaßen. Noch ärger war die Sache im Winter, wenn Schnee lag, denn dann wurde jeder von der anderen Schule, der gefaßt wurde, ganz gehörig mit Schnee gewaschen. Die häufigen Schneeballkämpfe entwickelten sich zu schweren Straßenschlachten. Dabei sammelten wir uns zu Sturmhaufen, und die Angriffe und Gegenangriffe gingen in der Gaaskjaerstraße hin und her, zum Entsetzen der Anwohner, denn wer die Fensterscheiben, die dabei hin und wieder zu Bruch gingen, eingeworfen hatte, ließ sich nicht feststellen. Bei diesen Unternehmungen hatten wir, um uns selber Mut zu machen, einen Kampfprud, der gebrüllt wurde, wenn es zum Angriff ging. Er hieß „Manschu“ und hatte einen eigenartigen Ursprung und gehört in das schon erwähnte Gebiet der Volksetymologie. Als ich 1888 zur Schule kam, war der berüchtigte Sprachenerlaß erschienen, der verlangte, daß die Unterrichtssprache deutsch sein sollte. In der Schule und sogar in den Pausen auf dem Schulhof mußte deutsch gesprochen werden. Im Unterricht tat man es, so gut es ging; in den Pausen kümmerten wir uns nicht darum, sondern sprachen ruhig weiter „Hasle Dansk“. Aber auch die Zungen unserer Lehrer waren mehr auf Dänisch als auf Deutsch eingestellt, und es fiel ihnen daher schwer, sich umzustellen. Wenn sie nun im Unterricht uns zum Arbeiten antreiben wollten, dann hieß es wohl „Nun man zu“. Aber das scharfe „z“ im Worte „zu“ klang nicht echt, und so lautete es „Manschu“. Dieses „Manschu“ hatten wir aufgeschnappt und benutzten es bei jeder Gelegenheit, wo man sich selber Dampf machen mußte: beim Schneeball, beim Schlittenfahren, bei Wettlaufen auf dem Eis des Hadersiebener Dammes usw. Das „Manschu“ blieb auch mir im Ohr haften, und wenn ich im Leben mich zu einer etwas unangenehmen Arbeit zwingen muß, dann sage ich noch heute „Manschu“ zu mir selber, und dann geht die Sache.

WANDERJAHRE ALS LEHRER UND SOLDAT

Die Ausbildung auf dem preußischen Lehrerseminar in Hadersleben war politisch nicht besonders betont. Die Tagesfragen, die in der Öffentlichkeit eine so bedeutende Rolle spielten, wurden nicht berührt, auch wurde kein besonderer Nachdruck auf die schleswig-holsteinische Geschichte gelegt, um so mehr hörten

wir über die Hohenzollern und ihre Verdienste. Der damalige Direktor Castens war ein typischer Schleswig-Holsteiner, mit theologischer Ausbildung. Seine Persönlichkeit war von starker, vorbildlicher Wirkung auf uns. Er hielt sich außerhalb der Tagespolitik und berührte sie nie im Unterricht. Die Seminaristen, die von Hause aus dänisch sprechen konnten, erhielten während der Studienzeit dänischen Sprachunterricht mit dem Ziel, sie für den Unterricht an Schulen im gemischtsprachigen Gebiet geeignet zu machen. Doch wurde dieser Unterricht von uns nicht recht ernst genommen, auch war der betreffende Lehrer, der den Unterricht erteilte, selber nicht sattelfest im Dänischen. Auch wir „Sammelchristen“, wie die Haderslebener Straßenjugend uns titulierte, wenn wir in unseren blauen Mützen daher kamen, kümmerten uns wenig um die Politik. Uns war es einerlei, ob die jungen Mädchen, deren Gesellschaft wir eifrig suchten, aus dänischen oder aus deutschen Familien stammten. Mancher Seminarist lernte im Umgang mit der weiblichen Jugend Haderslebens mehr Dänisch als im Unterricht auf dem Seminar. Ich könnte Beispiele dafür anführen, daß gerade die jungen Damen aus ausgeprägt dänischen Häusern eine besondere Anziehungskraft hatten und daher in vielen Fällen geheiratet wurden. Wie sich später im Leben zeigte, hatte dies eine besondere Bedeutung, denn in einer guten Ehe bestimmt oft die Frau, die die innere Entwicklung der Familie beeinflußt, die Kultur des Heimes. Solche Ehen waren daher oft dänisch überschattet, trotzdem der Mann deutscher Lehrer war, und als sich die Gelegenheit zum Überwechseln in den dänischen Schuldienst bot, z. B. als die dänischen Schulen in großer Zahl nach 1945 eingerichtet wurden, hat manche dieser Frauen ihren Mann und ihre Kinder dem dänischen Lager zugeführt. Das zeigte sich ebenfalls bei der Abtretung Nordschleswigs nach 1918, als die deutschen Lehrer sich für das Verbleiben in der Heimat oder für das Absetzen nach dem Süden entscheiden mußten. Doch wird über diese Dinge später noch zu sprechen sein. Leider ist mir nicht bekannt, ob über die Psychologie dieser Bedeutung der Frau in den nationalen Entscheidungen im Grenzland besondere Studien vorliegen, sie wären sehr interessant.

Nach bestandener Lehrprüfung ging ich sofort zum Militär, um, wie man so schön sagt, der „Militärpflicht zu genügen“. Der Volksschullehrer hatte damals eben das Recht zum Einjährig-Freiwilligen-Dienst auf eigene Kosten bekommen. Aber auch, wenn er nicht „mit Schnüren“ diente, dauerte seine Militärzeit nur ein Jahr, dann aber mußte er, wie die anderen „Kommißjungs“, in der Kaserne leben. Ich hätte in Hadersleben „mit Schnüren“ dienen können, weil ich zu Hause wohnen konnte. Aber Mutters Gesundheit wurde zusehends schlechter, und da ich Hadersleben lange genug genossen hatte, wählte ich Flensburg als Dienort, allerdings als Kasernenbewohner. Da das Flensburger Füsilierr-Regiment die Kaiserin als Chef hatte, ihren Namen trug und auf ihren Wunsch meist nur

Schleswig-Holsteiner in seinen Reihen hatte, bestand auch das Offizierkorps fast nur aus Angehörigen des schleswig-holsteinischen Adels. Es wimmelte von Rantzaus, Liliencrons, Ahlefeldts, Luckners, Waldersees, Neergaards usw. Während der Militärzeit war von Politik kaum etwas zu spüren. Die ganze Haltung im Regiment, besonders bei Veranstaltungen und Geburtstagen, war schrecklich kaisertreu, aber von Grenzpolitik war nichts zu spüren. Wir sangen auf Befehl mehr laut als schön: „Heil mir, daß ich ein Krieger bin vom Regiment der Kaiserin Auguste Viktoria“ usw. Einmal spürte ich aber doch einen Hauch der Grenze in der Kaserne. Es war folgendes: Bei einer Reserveübung wurde ein Maurer aus Apenrade auf unserer Stube einquartiert. Er war mit anderen eingezogen zu einer vierzehntägigen Übung. Diese Reservisten waren solche, die in ihrer aktiven Dienstzeit als Gefreite entlassen worden waren mit der Qualifikation zum Unteroffizier. Bei der erwähnten Reserveübung sollten sie ihre Befähigung weiter nachweisen, um dann bei Beendigung der Übung zum Unteroffizier befördert zu werden. Als die Übung beendet war, wurden alle Reservisten befördert, nur der Apenrader auf unserer Stube nicht. Da der Kamerad als Soldat einen vorzüglichen Eindruck machte, befremdete mich das, und ich fragte ihn, warum er denn nicht befördert sei. „Das wundert mich nicht“, sagte er, „denn ich gehöre zu Hause in Apenrade zu den Dänen, und wir kriegen in den Listen des Bezirkskommandos ein rotes Kreuz, und da ich außerdem in der Gewerkschaft bin, habe ich keine Aussicht, jemals befördert zu werden“. Diese Antwort machte mich recht nachdenklich!

Beim Manöver 1905 in Ostholstein standen wir eines Tages auf dem Marktplatz einer kleinen Stadt angetreten zum Postempfang. Da wir mehrere Tage keine Post bekommen hatten, waren wir alle sehr gespannt. Unser Unteroffizier, der die Post geholt hatte, kam auf uns zu mit feierlichem Gesicht und kommandierte: „Stillgestanden, denn hier ist ein Brief von der Königlich Preußischen Regierung in Schleswig an den Gefreiten Henningsen“, dabei überreichte er mir einen Brief mit dicken Amtssiegeln. „Rührt euch, weggetreten“, hieß es, und die Kameraden umdrängten mich von allen Seiten. „Mensch, was hast du ausgefressen! Mach doch auf!“ Es war die Anordnung der Regierung, die mich ab 1. Oktober 1905 zum Lehrer und Küster an der einklassigen Schule in Tirlund ernannte. Aber wo lag Tirlund oder, wie die Regierung schrieb, Tieslund? Das konnte mir in Preetz keiner sagen, auch ein herbeigeschaffter Schulatlas wußte nichts von Tirlund. Schließlich ging ich auf die Redaktion der Preetzer Zeitung, und mit freundlicher Hilfe der Schriftleitung und nach dem Wälzen mehrerer Lexikas fanden wir, daß Tirlund pr. Toftlund im Kreise Hadersleben lag, Propstei Törningeln. Mir wurde nun langsam klar, daß das Leben mir eine Aufgabe stellte und daß ich jetzt Verantwortung zu tragen haben würde. Nach Rückkehr aus dem Manöver wurde ich entlassen, und nachdem ich mir für fünfzig Mark bei Hans Jürgensen in

Flensburg einen für die damaligen Verhältnisse guten Zivilanzug gekauft hatte, machte ich mich auf, um Tirslund zu suchen. Der „Ernst des Lebens“ fing an! — Die Ebene, die hinter Vojens anfangend sich bis über Toftlund hinaus erstreckt, ist weit und flach. Durchflossen wird sie von der Gjelsau, Seen findet man dort nicht, und an bescheidenen Bodenerhebungen trifft man nur den niedrigen Höhenzug, auf dem das kleine Dorf Tirslund liegt. Auf der höchsten Stelle dieses kleinen Höhenzuges steht auch die alte, turmlose, aus Feldsteinen erbaute kleine Kirche. Die preußische Verwaltung schrieb den Namen des Dorfes Tieslund, jetzt hat es wieder seinen guten alten Namen Tyrs- oder Tirslund. Der alte Tyr ist also wieder da, von dem zweiten Teil des Namens, nämlich -lund, das heißt Wäldchen, ist nichts mehr zu finden in Tirslunds Umgebung. Der Boden ist mager, nur der angespannteste Fleiß der Bewohner, wenn dieser Fleiß, wie der Volksmund sagt, unterstützt wird von „Mist jeden Freitag und Regen jeden zweiten Tag“, vermochte dem Boden leidliche Erträge abzugewinnen. Ausgedehnte Moor- und Heideflächen unterbrachen damals das Grün der Felder. Die Besiedlung war dünn, die meist kleinen Landstellen lagen, abgesehen vom Dorfkern, weiterstreut. Der Verkehr ging um diese weite Ebene herum. Auch die von Hadersleben nach Toftlund führende Kleinbahn ging nicht über Tirslund, sondern schlug, gleichsam wie im Entsetzen vor der menschenarmen Gegend, einen weiten Bogen nach Süden, ganz bis an das damals in politischen und in Angelegenheiten der Freigemeindebewegung sattelfeste Bovlund des Webers Kaufmann heran, um endlich Toftlund zu erreichen. Eine andere Kleinbahn führte von Hadersleben über Vojens nach Gramm, verlief also nördlich der Ebene vorbei, und war für die Tirslunder ohne Bedeutung. Tirslund lag also zwischen den Verkehrslinien, und zwar von allen so weit ab, daß kein „Laut der aufgeregten Zeit“ die Idylle zu stören brauchte. Wohl war von Vojens über Bevtoft nach Toftlund eine gute Chaussee gebaut worden, die an der Schule vorbeiführte. Sie wurde aber wenig benutzt; Autos waren damals noch eine große Seltenheit, und wenn mal ein Pferdefuhrwerk auf der Chaussee an der Schule vorbeizottelte, dann rief ich meine junge Frau ans Fenster, um dieses aufregende Ereignis mitzerleben. Die Bauern benutzten für den täglichen Arbeitsverkehr die Feldwege oder fuhren einfach „querbeet“. Das Kirchspiel Tirslund hatte keinen eigenen Pastor, es war Annex zu Bevtoft. Es war weit an Fläche, aber zu gering an Menschenzahl, um einen eigenen Geistlichen tragen zu können. Der Pastor, damals „Hans Præst“, kam jeden zweiten Sonntag in seinem „Karet“ angefahren, um Gottesdienst zu halten. Vor dem Gottesdienst versammelte sich dann eine bescheidene Anzahl Kirchgänger vor dem Eingang zur Kirche oder bei dem Kröger Hans Nissen. Die Kirche wurde noch nicht betreten. Ich, der Küster, der „Degn“, stand dann unter der außen an der Giebelwand hängenden kleinen Kirchenglocke zum Läuten bereit, sobald die Kutsche mit dem Pastor um die Ecke bog. Wenn dann „vor Far“

an mir vorbeiging, hörte ich mit dem Läuten auf, schloß mich dem Pastor an, und wir betraten nun, gefolgt von den Kirchgängern, die Kirche. Die Kirche konnte nicht geheizt werden. Um den Gesang zu begleiten, stand dort ein kleines Harmonium. In der feuchten Kirchenluft hatten sich manche Tasten verbogen, so daß sie klemmten und mitpiffen. Zeitweilig bestand die Kunst des Spielens darin, nicht Tasten niederzudrücken, sondern die Tasten hochzudrücken, die nicht spielen sollten. Als schließlich die Pfeiferei überhandnahm und nicht einmal von meiner Stimme übertönt werden konnte, stellten die Kirchenältesten das Harmonium hinaus in die Sonne. Das hatte zur Folge, daß die Tasten völlig krumm wurden und das Harmonium zu Markussen in Apenrade geschickt werden mußte. Ich habe es nicht wiedergesehen.

Das Schulhaus war alt, aber recht geräumig, die Schülerzahl betrug etwa 40, der Stand des Unterrichts war ausgezeichnet. Durch zwei Generationen hatte die Schule tüchtige Lehrer, Vater und Sohn, gehabt, die beide mit großem Fleiß und viel Liebe die Schule versorgt hatten. Ich kam frisch aus der Wissenschaft, vollgepfropft mit allen möglichen Kenntnissen, soweit ich sie nicht beim Militär wieder vergessen hatte. Aber als ich vor den Jungs der Oberstufe stand und sah, mit welcher Fixigkeit sie z. B. mit Logarithmen rechneten, da kam ich mir doch ziemlich erschossen vor. Ich mußte allerlei nachholen, um vor dieser Klasse bestehen zu können. — Die Familien der Bewohner waren meistens recht kopfstark, und um auf den kleinen Betrieben leben zu können, mußten Eltern und Kinder hart arbeiten, Dienstboten gab es nur auf ganz wenigen Besitzen. Auch die wenigen „store Mænd“ unterschieden sich in ihrer Lebenshaltung kaum von den „lille Mænd“. Man verkehrte nach alten Regeln der Nachbarschaft miteinander, auch bei sehr unterschiedlicher Hektargröße, und half sich gegenseitig aus, wenn es nötig war. — Die reizlose Gegend lenkte den Blick der Bewohner nach innen, und ich staunte oft über die tiefsinnigen Gedanken der Leute über die Zusammenhänge zwischen Gott und der Welt, wenn das Gespräch darauf kam. Weil die Leute viel „sinnierten“, waren die Sekten zahlreich. Es gab hier auf der Heide Methodisten und Adventisten, Bornholmer und Bibelforscher, es gab Anhänger der Inneren und der Äußeren Mission, es gab „Hellige“, „Guds Børn“ und „Verdens Børn“ (Kinder Gottes und Kinder der Welt) in jeder Sortierung. Wenn dann, was recht häufig vorkam, ein „Lægpredikant“ (Laienmissionar) kam oder zu einem „Bønsemøde“ (Betstunde) eingeladen wurde, dann waren die kleinen Stuben gedrängt voll, und „Herrens Væner“ und andere beliebte „Salmen“ wurden mit Inbrunst gesungen. — Beerdigungen, Kindtaufen und Hochzeiten wurden groß gefeiert und das dazugehörige Essen mit bewunderungswürdiger Seßhaftigkeit durchgestanden. — Zwischen Weihnachten und Ostern wurde reihum in den Nachbarschaften „Julgjæst“ gefeiert in althergebrachter Weise nach feststehender Reihenfolge. Der oft weiten Wege wegen spannte mancher an und

nahm die Nachbarn mit, ein Wagen fuhr dann auch beim Schulhaus vorbei, denn der Küster durfte bei einer solchen Angelegenheit nicht fehlen. Im gastgebenden Hause gab es zweimal Kaffee und eine Sündflut von Kuchen. Zwischen den beiden Kaffeemahlzeiten setzten sich die Männer zum Kartenspielen zusammen, die Frauen debattierten beim Strickstrumpf die Dorfneuigkeiten. Alkohol wurde kaum angeboten, nur in Ausnahmefällen gab es einen Kaffeepunsch. Die Männer hatten ihre Meerschaumpfeifen mitgebracht und stopften sie fleißig mit „Rotem G“ von Junggreen. Wer keine Pfeife mithatte, nahm sich eine vom Pfeifenbrett des Gastgebers, wo sie fertig gestopft hingen. Die Pfeifen gingen als Erbgut vom Vater auf den Sohn, das Mundstück zeigte die Narben der vielen, die daraus geraucht hatten.

Wenn ich in der Dämmerung zu meinem Nachbarn Peer Hjuler (Peter Rademacher) ging, um mit ihm, der der geheime Vertrauensmann der dänischen Vereine war, die politische Lage durchzusprechen, reichte er mir zum Willkommen eine saure Meerschaumpfeife, aus der ich dann rauchen mußte. Nachdem sich davon mein Magen einige Male umgedreht hatte, vermied ich Peers Pfeife, indem ich mir eine „Lygomkloster“ kaufte und mitbrachte, denn ohne Pfeife ging die Sache nicht. Nachbar Peer und eine Nachbarin, auf der anderen Seite der Schule wohnend, waren damals so ziemlich die einzigen Bewohner, die unter der Decke eifrig für die dänische Sache agitierten. Peer hatte außerdem eine kleine Geheimbücherei mit dänischen Büchern und verteilte ab und an dänische Flugschriften. Gerade bei diesen beiden Nachbarn verkehrten wir gern, und wir hatten nie das Gefühl, unwillkommen zu sein, obgleich wir uns offen und klar zu unserer deutschen Gesinnung bekannnten. Weil die beiden geistig rege waren, konnte man mit ihnen Gespräche führen, die sich nicht nur um die Viehpreise drehten. Auch die politische Lage besprachen wir offen, und keiner machte den Versuch, den andern überzeugen zu wollen. — Da Tirslund so etwas „hinter dem Mond lag“, schlugen die Wellen der Politik kaum in unsere Gegend, und so konnte es damals noch geschehen, daß die Schule weder Fahnenstange noch Fahne hatte. Wir brauchten daher nicht zu flaggen. Dadurch wurde viel Ärger vermieden. Damals war der Deutsche Verein für das nördliche Schleswig dabei, Fahnen zu verteilen, getreu seinem Programmpunkt Nummer 1, der da lautet: „Der Deutsche Verein sorgt für die allgemeine Feier der patriotischen Gedenktage, insbesondere des Geburtstages des Kaisers und Königs und für unentgeltliche Verteilung von Fahnen an Schulen und Private“.

Wo gemäß dieser Bestimmung gehandelt wurde, entwickelte sich in manchen ländlichen Gegenden der „Fahnenstangenkrieg“. Wo neue Fahnenstangen errichtet wurden, besonders bei den Schulen, versuchten fanatisierte Dänen sie nachts abzusägen, was ihnen in sehr vielen Fällen glückte. Fast nie gelang es, die Täter festzustellen. Bei uns konnten wir wegen Mangel an Beteiligung keine

patriotischen Gedenktage allgemein feiern, und flaggen konnten wir auch nicht, weil, wie gesagt, weder Fahnenstange noch Fahne da waren, und das war gut so. Die Bevölkerung lebte anspruchslos dort auf der Törninglehner Heide. Was man selber erzeugen konnte, war die Grundlage des Haushalts, Geld wurde ungern ausgegeben. Nahe der Kirche wohnte der Kröger und Schulvorsteher Hans Nissen, bei ihm konnte man einige wenige Kolonialwaren, z. B. Zucker und Reis, kaufen, Brot und Fleisch mußten wir aus dem zwölf Kilometer entfernten Toftlund holen. Wenn die Nachbarn Backtag hatten, wurde Bescheid gesagt, dann konnten wir ein paar Platten Gebäck mit in den Ofen schieben. Milch gab es in der kleinen Privatmeierei von Peter Gaarde. Ein Eimer Milch kostete 0,10 DM, und da wir meist die einzigen waren, die dort Milch holten, kam es auf die Größe des Eimers nicht an; es konnte auch ein Wassereimer sein! Wenn im Herbst die Schlachtzeit anfang, stand mitunter morgens vor unserer Tür ein Gefäß mit etwas „Slagt“, etwas Wurst und Speck. Wer es hingestellt hatte, war unbekannt und wurde sorgfältig verschwiegen, damit kein Bedanken erforderlich wurde. Das Gefäß wurde wieder hingestellt und verschwand dann wieder. Im Hinblick auf diese etwas umständliche Ernährungslage hatte ich, als ich heiraten wollte, ein Stückchen Schulland mit Bohnen besät, die gut gediehen waren. Dazu kaufte ich bei einem Nachbarn eine Speckseite, und so gab es in den Flitterwochen an einem Tage Bohnen mit Speck, am andern Speck mit Bohnen. — Wurde eine Reise nötig, stellte man gern dem Küster ein Fuhrwerk zur Verfügung, um zur „Station“, das war Vojens oder Oberjersdal, zu fahren. Die Fahrt kostete nur ein Dankeschön, aber die Gestellung des Wagens mußte nach feststehender Reihenfolge bei den Bauern ringsum erfolgen, keiner durfte übergangen werden. Die Feuerung für das Schulzimmer bestand aus Torf, der von den Bauern in Stückzahl nach Arealgröße geliefert wurde. Bei den vielen Kleinbesitzern war die Zahl der zu liefernden Soden oftmals so gering, daß die Kinder den Torf nach und nach in einem Henkelkorb mit zur Schule brachten. Sie warfen ihn dann in den riesigen Torfkasten, der in der Ecke stand und der nie leer wurde. Dafür sorgten die Kinder, denn es wäre ein großes Leid für sie gewesen, wenn der Unterricht wegen Feuerungsmangel hätte ausfallen müssen. Die Schule war damals fast die einzige Zerstreuung in dem arbeitsreichen Leben der Kinder. Beim Unterricht waren die Kinder mit Ernst und Eifer dabei, Disziplinschwierigkeiten waren unbekannt. Die Schulwege waren weit, wer am südlichen Rande der Götteruper Heide wohnte, hatte fast zwei Stunden zu gehen. Ein Kind holte das andere ab, und so kamen sie meistens in kleinen Trupps bei der Schule an. In dunklen Wintertagen kamen die Kinder morgens, wir fingen im Sommer um sieben, im Winter um acht Uhr an, mit angezündeter Laterne über die Heide. Sie blieben tagsüber in der Schule, denn an vier Wochentagen war auch nachmittags von 14 bis 16 Uhr Unterricht. Dann zündeten sie ihre Laternen wieder an und wanderten nach Hause. In den dunklen Tagen sahen

manche Eltern ihre Kinder nur bei Licht! Fehlen in der Schule ohne dringende Not gab es nicht. Von dem angelieferten Heizungstorf standen dem Lehrer 6000 Soden zu für die Beheizung seiner Wohnung. Als ich die Schule verließ, schrieb ich unter anderem in die Schulchronik: „Für meine Arbeit als Küster und Lehrer an der Schule in Tirslund erhielt ich jährlich 900 Mark Gehalt und 6000 Torf. Friede seiner Asche.“ Für diese Bemerkung, die der Kreisschulinspektor zufällig sah, erhielt ich, weil er sie als „naseweis“ bezeichnete, eine Rüge und mußte sie wieder entfernen. Die preußische Verwaltung war auch auf dem Schulgebiet völlig ohne Sinn für Humor!

Sitte und Brauch wurden heiliggehalten, keiner durchbrach das Herkömmliche. Für mein Küstergehalt, das aus den einkommenden Gebühren bestand, die in ihrer Gesamtsumme 125 Mark ausmachen sollten, hatte ich u. a. die Verpflichtung, dreimal im Jahre, jedesmal zu den hohen Festen, also zu Weihnachten, Ostern und Pfingsten, eine Stunde lang mit der Kirchenglocke zu „kimen“, um die Feste einzuläuten. Als aber die ersten Weihnachten für mich dort anbrachen, fand ich es wichtiger, nach Hadersleben zu meinen Eltern und meiner Braut zu fahren. Ich hätte jemand bitten müssen, für mich das Kimen zu übernehmen, da ich als Unverheirateter nicht die Ferien dort verbringen möchte. Das tat ich aber nicht, ich fuhr ab und dachte: „Laß kimen, wer Lust hat.“ Gekimt wurde, und zwar vom Schulvorsteher Hans Nissen. Aber als ich nach den Weihnachtsferien wiederkam, merkte ich, daß im Verhalten der Bevölkerung sich etwas verändert hatte. Man war höflich, aber merkbar reserviert und kühl. Da mich dieser Zustand beunruhigte, packte ich den Stier bei den Hörnern und ging zu Hans Nissen und fragte ihn, was eigentlich los sei. Hans Nissen kaute etwas auf seiner Pfeifenspitze und sagte dann: „Ja, wenn du mich fragst, ‚Skolmester‘, dann will ich es dir sagen. Wenn du dich für zu gut hältst, zu kimen, dann gehörst du nicht zu uns.“ Dieser Bescheid war für mich eine heilsame Lehre, sie hat ein Lebenlang nachgewirkt, und nie wieder habe ich den Gefühlswert von Sitte und Brauch verletzt oder unterschätzt. Wenn ich an dieses Ereignis zurückdenke, fällt mir immer ein Wort von Uhland ein: „In Fährden und in Nöten zeigt stets das Volk sich echt, drum soll man nie zertreten sein altes, gutes Recht.“ Die Schulkinder haben mir dann geholfen, das Zutrauen der Bevölkerung wiederzugewinnen. Mit einer ganz anderen Einstellung habe ich dann getreulich die wenigen Male, die ich noch zu Festzeiten in Tirslund verbrachte, den Glockenstrang gezogen.

Bei Beerdigungen mußte ich ins Sterbehaus, um die Leiche „auszusingen“. Der Pastor, der ja in Bevtoft wohnte, kam nicht ins Sterbehaus, sondern erwartete zur festgesetzten Zeit den Leichenzug bei der Kirche. Er hatte mir mit Nachdruck auf die Seele gebunden, ja rechtzeitig bei der Kirche einzutreffen, er möchte nicht warten. Da der hohe Herr damals als Ortsschulinspektor auch mein Vorgesetzte war, hatte ich allen Grund, ihn nicht zu erzürnen. Nun kam die erste Leiche, und

mir war klar, daß damit eine schwierige Sache für mich auftauchte, denn ich kam aus der Stadt, kannte die ländlichen Gebräuche nicht, und beim Militär und auf dem Seminar war darüber nichts gesagt worden, wie man sich in solchen Fällen zu benehmen hatte. Also, ich hatte das „nicht gehabt“ in meiner Ausbildung. Das Sterbehaus lag draußen auf der Götteruper Heide, und die Einladung zur Beerdigung hatte den Zusatz „Eßgerät bitte mitbringen“. Das bedeutete, daß es vor der Abfahrt des Leichenzuges eine Mahlzeit gab, meistens bestehend aus gestobten Kartoffeln und Frikandellen. Nachher gab es noch einen Kaffeepunsch. Eine solche Mahlzeit in engen Räumen erforderte bei vielen Gästen recht viel Zeit. Die Leiche stand währenddessen im offenen Sarg auf der großen Diele und war, weil die Vorbereitung für die Beerdigungen mit Schlachten und Backen Zeit erforderte, nicht immer ganz frisch. Das Aussingen neben dem offenen Sarg fiel, zu meiner Erleichterung, später weg, weil angeordnet wurde, daß der Sarg beim Aussingen geschlossen sein sollte. Aber hier war das noch nicht der Fall. Das alles wußte ich nicht, und so stand ich, nachdem wir gegessen hatten, ziemlich verloren und hilflos herum. Endlich kam ein alter Bauer auf mich zu, stieß mich in die Rippen und sagte: „Do, Degn, do ska sku rob aa, tee vi ka kom astej med ham“ (Du, Küster, du mußt dich ranhalten, damit wir mit ihm loskommen). Also jagte ich die Leute in die Diele, sang mehr laut als schön „Tænk naar engang den Taage er forsvunden“, betete ein Vaterunser und holte dann ein paar Nachbarn und den Tischler heran, ließ den Sarg schließen, kletterte auf den vordersten Wagen, und dann ging es endlich los. Wenn wir an Häusern vorbeikamen, mußte ich herunter vom Wagen, um, vor dem Zuge hergehend, laut zu singen. Aber inzwischen war die Zeit vergangen, und als wir endlich bei der Kirche ankamen, wo „Hans Præst“ wie ein hungriger Löwe umherlief, hatten wir mehr als eine Stunde Verspätung. Der Wischer, den ich nach der Beerdigung von ihm erhielt, war nicht von Pappe. Später kannte ich nun den Dreh, und Verspätungen kamen nicht mehr vor. Ich fühlte mich bei dem Ganzen nicht schuldig, es wurde mir aber klar, daß es nicht genügte, die Didactica magna zu kennen, um Küster auf der Heide zu sein, dazu gehörte mehr!

Zu Weihnachten, Ostern und Pfingsten mußte jedes konfirmierte Gemeindemitglied das „Opfer“ entrichten. Dieses Opfer bildete mein Küstereinkommen. Dazu wurde durch die Schulkinder in jedes Haus ein weißer und ein blauer Zettel geschickt. Auf diesen Zetteln stand der Name des Haushaltvorstandes. In die Zettel wurde das Opfer eingewickelt; und zwar das Opfer für den Pastor in das weiße, das für den Küster in das blaue Papier. Zumeist wurde das Papier dann noch sehr sorgfältig mit Zwirn verschnürt. War dann am ersten Feiertag die Predigt zu Ende, stellte sich der Pastor an den Altar mit dem Rücken zur Gemeinde, anscheinend tief versunken im Gebet. Ich, der Küster, kletterte in den Küsterstuhl, der unter der Kanzel eingebaut war, und sang

solo aus dem Kirchengesangbuch einen Vers nach dem andern, während die Gemeinde um den Altar und an meinem Stand vorbeiwanderte und dabei das Opferpäckchen im weißen Papier neben den Pastor auf den Altar und beim Vorbeigehen an meinem Stuhl das Päckchen im blauen Papier vor mich hinlegte. Da es oft lange dauerte, bevor dieser Vorbeimarsch in Fluß kam, mußte ich lange singen. Einmal dauerte die Sache so lange, daß sechshundfünfzig Verse drankamen. Vorsorglich hatte ich mir „Salmen“ gemerkt, die alle nach derselben Melodie gesungen werden konnten. Wenn ich gezwungen worden wäre, die Tonart zu wechseln, hätte ich bestimmt umgeschmissen; in meinem Abgangszeugnis vom Seminar stand: „Singen nicht genügend“, was genau stimmte! Das Opfer betrug nach alter Überlieferung für jede konfirmierte Person im Hause einen „Rigsbankskilling“ für mich und drei Schillinge für den Pastor, es war also eine Art Kopfsteuer. Der Schilling war umgerechnet auf den Wert von siebeneinhalb Pfennig. Die meisten Bewohner zahlten pro Kopf zehn Pfennig, der einfachen Rechnung wegen. Mitunter gab es auch mehr, und in manchen Fällen konnte ich an der Höhe des Opfers meine Beliebtheit oder Unbeliebtheit ablesen, und diese hing wiederum davon ab, wie es den Kindern im Unterricht bei mir gefiel. Nun hatte ich in der Gemeinde einen sehr genau rechnenden Bauern, der keine Kinder in der Schule hatte. Dieser Bauer zahlte nur sieben Pfennig auf den Kopf, denn halbe Pfennige gab es ja nicht, so argumentierte er. Ich schrieb daher auf seinen Zettel: „Syv er for lidt“ (Sieben ist zuwenig!). Der Zettel kam am Festtag wieder, unter meinen Vermerk hatte der Bauer geschrieben: „Otte er for mange“ (Acht ist zuviel!). Also nichts zu machen! Meine Frau und ich verbrachten dann an den Nachmittagen der Opfersonntage die Zeit damit, die Päckchen auszupacken und das Opfer zu buchen. Daran hatten wir viel Spaß. — Auch bei Kindtaufen und bei Hochzeiten opferte die Gesellschaft, mal gut, mal weniger gut, je nach Gunst und Gabe. Im ganzen überstieg das Opfer die veranschlagte Summe um etwa die Hälfte, jedenfalls zu meiner Zeit.

Auf meiner zweiten Küsterstelle im Törninglehn hatte ich in Verbindung mit einem solchen Hochzeitsopfer ein eindrucksvolles Erlebnis. Im Kirchspiel lag ein größerer Bauernhof, der alter Familienbesitz war. Er gehörte einer älteren Witwe. Den Hof verwaltete ihr Sohn, ein tüchtiger und angesehener Bauer, der auch den Hof erben sollte. Die Mutter wünschte sehnlichst, daß der Sohn sich verheiraten möchte, damit die Erbfolge gesichert sei. Der Sohn war dazu nicht geneigt, denn er hatte in jungen Jahren Beziehungen gehabt zu einem jungen Mädchen, die auf dem Hofe in Stellung gewesen war. Als Folge dieser Beziehung war ein kleines Mädchen geboren worden. Der Bauer wollte nun die Mutter, die tüchtig und liebenswert war, heiraten. Seine Mutter erlaubte aber diese Heirat nicht, denn das junge Mädchen war aus einfachen Verhältnissen und „hatte nichts“. Der Sohn aber blieb dem Mädchen treu und sorgte nach Kräften für das Kind und dessen Mutter.

Er blieb auf dem Hofe, dem er sich verpflichtet fühlte, weil es sein Vätererbe war. Seine Mutter blieb bei ihrer Weigerung, und so gingen Mutter und Sohn nebeneinander her; über den Fall wurde nicht mehr gesprochen.

Jeder ging seiner Arbeit nach, das Verhältnis zwischen ihnen war durchaus gut, keine Mißstimmung störte den Frieden, und doch stand das Unausgesprochene dauernd zwischen ihnen. So waren vierzehn Jahre vergangen, das kleine Kind war ein kluges, hübsches und frisches Mädchen geworden; als ich die Schule übernahm, eine der besten Schülerinnen. Sie stand damals vor der Konfirmation. Da starb die alte Frau. Bald nach der Beerdigung, die vor sich ging, wie es sich für einen solchen Hof gehörte, hieß es im Kirchspiel: „Nun wird Hochzeit.“ Aber nein, erst ging das übliche Trauerjahr voll vorüber, ohne daß etwas geschah, das auf Hochzeit hinwies. Aber eines Tages wurden der Pastor und ich in die Kirche bestellt, die Trauung sollte stattfinden. Wir erwarteten eine große Hochzeitsgesellschaft, aber nur das Brautpaar erschien, im einfachen Sonntagsanzug, begleitet von den Trauzeugen. Die Trauung wurde vollzogen, der Wagen fuhr davon, der Alltag trat in seine Rechte. Am nächsten Tage erschien der Bauer in meiner Wohnung und legte ein goldenes Zwanzigmarkstück auf den Tisch als Hochzeitsopfer, denn ich sollte, wie er sagte, keinen Schaden von geschehenen Dingen haben. Zwanzig Mark waren damals für einen armen Schulmeister viel, und wir konnten einen solchen unerwarteten Zuschuß zu dem notwendig gewordenen Kauf eines Kinderwagens gut gebrauchen. Mehr wert aber ist mir die Erinnerung an die vornehme Selbstverständlichkeit, mit der diese Menschen die Dinge auf ihren rechten Platz rückten.

Wir waren damals viele junge Lehrer in den kleinen Dörfern im Törningeln, denn die Stellen waren wegen ihrer Abgelegenheit und ihres damals geringen Einkommens — normal neunhundert Mark jährlich — nicht gesucht. In Hojrup I saß Jens Nydahl aus Kravlund bei Tingleff, in Hojrup II Schacht aus Hadersleben, in Aabøl Krieger aus Tondern, in Spandet Dethlefsen aus Tondern u. a., und wir jungen Lehrer haben manche Nacht durchdiskutiert und auch mal ausdauernd Skat gespielt. Von unseren Vorgesetzten wurden wir, wie man so sagt, an kurzer Leine gefahren, Vorschriften und Anordnungen gab es genug. Als nächsten Aufsichtsbeamten hatten wir den Pastor, der damals noch Ortsschulinspektor war und dem wir schriftliche Vorbereitungen über unseren Unterricht einzureichen hatten. Es kam vor, daß der Pastor im Winter nachmittags kurz vor vier Uhr in der Schule erschien, anscheinend nur, um festzustellen, ob nicht der Unterricht zu früh geschlossen wurde. Als ich einmal auf einer freien Lehrerversammlung mir erlaubte, die Institution des Ortsschulinspektors und der geistlichen Schulaufsicht, gegen die von der Lehrerschaft angekämpft wurde, zu kritisieren, erhielt ich vom Kreisschulinspektor einen Brief, in dem unter anderem stand: „Noch sind Sie ein grüner Anfänger. Wenn Sie mit vierzig Jahren wirklich ein Mann sind mit eigenen

Ansichten, können Sie froh sein. Unhöflichkeit und Unliebenswürdigkeit sind kein Zeichen von Manneswürde.“ Den Brief habe ich noch, meine Söhne können ihn erben, um daran den Unterschied zwischen damals und heute zu erkennen. Wer würde sich heute erlauben können, gegen die Jugend solche Töne zu gebrauchen. In meine Meldung zur zweiten Lehrprüfung schrieb als Folge dieses Ereignisses der Schulinspektor hinein: „Hat Neigung zu Anmaßungen“; aber ich bestand doch glatt. — Als ein junger Nachbarkollege drei Tage Urlaub erbat, weil er heiraten wollte, erhielt er den Bescheid: „Heiraten tut man in den Ferien!“ Wer auf Jagd gehen wollte, mußte erst die zweite Lehrprüfung abgelegt haben und fest angestellt sein, und auch dann wurde die Erlaubnis von der Schulaufsicht nur widerstrebend gegeben. Aber wir haben uns damals durchaus nicht als „in unserer Persönlichkeitsentwicklung“, wie man heute so hochtrabend sagt, eingeschränkt gefühlt, sondern setzten uns durch und haben bestimmt keinen Schaden davon gehabt.

In jedem Jahr wurden im gemischtsprachigen Gebiet die Nordmarkzulagen, offiziell Remunerationen genannt, verteilt. Sie kamen meist kurz vor Weihnachten und waren natürlich hochwillkommen. Meist waren es hundert oder hundertzwanzig Mark, mitunter mehr, mitunter weniger. Diese Zulagen wurden auf Vorschlag der Kreisschulinspektoren gegeben, und zwar zumeist an Lehrer und Lehrerinnen, die sich besonders um die „Förderung des Deutschtums“ bemüht hatten. Darunter verstand man, inoffiziell natürlich, z. B. fleißige Arbeit im Deutschen Verein für das nördliche Schleswig, eifriges Hervortreten auf den patriotischen Festen und den vaterländischen Gedenktagen, Tätigkeit in den Kriegervereinen usw. Auch wer es verstand, recht viele Schüler aus dem dänischen in den deutschen Religionsunterricht hinüberzuziehen, oder wer gar es fertigbrachte, den dänischen Religionsunterricht völlig auszuleeren und aussterben zu lassen, der durfte zu Weihnachten und vielleicht auch zu Ostern eine „Remuneration“ erwarten. Wer im Verdacht stand, daß er mit Dänen sympathisiere, oder wer, was öfter vorkam, dänische Haussprache hatte, wer nur mit Dänen verkehrte, wer nicht zum „Bierabend“ erschien, der kam nicht auf die Liste der Remunerationsempfänger. So etwas wußte jeder, aber offiziell wurde das nie gesagt. Um die Teilnahme am Religionsunterricht wurde ein zäher Kampf unter der Oberfläche geführt. Der dänische Religionsunterricht war offiziell, der deutsche wurde mit zwei wöchentlichen Stunden zusätzlich erteilt. Für diese über die Pflichtstundenzahl hinausgehenden Stunden gab es hundertzwanzig Mark extra. Die Kinder, die am Religionsunterricht in deutscher Sprache teilnahmen, waren in dänischen Stunden frei. Eifrige Lehrer versuchten nun, den dänischen Religionsunterricht durch schlechte Lage der Stunden und durch allerlei kleine Schikanen ungemütlich zu machen, um die Kinder in den deutschsprachigen Unterricht hinüberzuziehen. Wem das gelang, sparte zwei Stunden, bekam Geld

für die deutschen Stunden und hatte die sichere Aussicht auf häufige Remunerationen. Jeder wußte, was gespielt wurde! In Tirslund war diese Frage nicht brennend, denn hier waren nur fünf bis sechs Schüler da für den deutschen Religionsunterricht.

Die Tirslunder Bevölkerung war am Geschehen der großen Welt damals kaum interessiert. Die wenigen Zeitungen, die überhaupt gehalten wurden, bestellte man im Sommer ab, weil man vor lauter Arbeit keine Zeit zum Lesen hatte und daher die Ausgabe sparte. Im Winter einigten sich zwei oder mehr Nachbarn zum gemeinsamen Bezug einer Zeitung, die dann von den Schulkindern auf ihrem Schulwege weitergereicht wurde und beim letzten Leser meist mit einigen Tagen Verspätung ankam. Sie wurde aber dann sehr genau studiert und was drinstand, fest geglaubt. Allmählich tauchten auch einige Freiexemplare sowohl dänischer als auch deutscher Zeitungen auf. Abgesehen von Bibel, Gesangbuch und vielleicht einem Gebetbuch und dem wegen der Trächtigkeiten der Tiere unvermeidlichen Kalender und hier und da einiger „gudeligen“ Schriften waren in den Wohnungen keine Bücher. Auf den Gedanken, ein Buch zu lesen, kam keiner. Eine Frau, die ein Buch lesen würde, statt zu arbeiten, wäre unmöglich gewesen! Viel Beachtung fanden die Schulbücher der Kinder, besonders die Rechenbücher, denn in ihnen standen nüchterne Aufgaben, und nicht, wie in den Lesebüchern, Erzählungen aus der preußischen Geschichte, die man nicht verstand; der Alte Fritz interessierte nicht. — Die Einstellung zur Schule war durchaus freundlich, der Küster war überall ein gerngesehener Gast. Auch die Tagespolitik interessierte nur wenig, man war zufrieden, wenn man ungestört seiner Arbeit nachgehen konnte. Natürlich war man dänisch, aber wenn man das betonte, war es mehr aus Opposition gegen das Preußentum als aus besonderer Liebe zur dänischen Kultur und Geschichte, von der man kaum etwas wußte. Wenn jemand, was äußerst selten vorkam, eine Reise über den engeren Bezirk hinaus machte, war es schon ein Ereignis, wenn sie bis Flensburg ging. Langsam fing der Sprachverein an, dänische Schriften zu verteilen und Büchereien aufzubauen, aber es bedurfte heftigen Zuredens von seiten Peer Hjulers und Anna Hunsmands, um die Leute zum Lesen zu bringen. Die allgemeine Auffassung, daß, wer liest, sich von der Arbeit drücken wolle, war schwer zu überwinden. Die Propaganda, die in Wahlzeiten mühsam in Gang gesetzt wurde, war mehr gegen das Deutsche aufgebaut, also negativ, als positiv auf das Dänische ausgerichtet.

Eingesprengt in die bodenständige Bevölkerung lebten einige Ostfriesen, die auf kleineren Höfen von der Siedlungsgesellschaft hingesetzt worden waren. Das waren ordentliche und fleißige Menschen, die aber meist außerhalb der Gemeinschaft standen, weil sie kein Dänisch konnten und wirtschaftlich schwer zu ringen hatten. Sie waren gekommen, weil sie finanziell zunächst recht günstig gestellt wurden und von der, verglichen mit den Flächen in ihrer Heimat, großen

Hektarzahl geblendet waren. Da sie aber die erlernte Wirtschaftsweise, die sie von dem schweren Boden ihrer ostfriesischen Heimat mitbrachten, hier auf der „fliegenden Marsch“ nicht gut anwenden konnten, mußten sie sich sehr mühen und hatten schwer dabei, sich einzugewöhnen. Sie waren hierhergeholt worden, um das deutsche Element zu stärken. Bei den Wahlen waren sie so ziemlich die einzigen, die deutsche Stimmen abgaben, sonst fanden sich nur dänische Stimmzettel in den Urnen. Als bei einer Wahl in einem kleinen Bezirk, der um die Schule herum lag, sich beim Aufzählen nur eine deutsche Stimme finden ließ, hieß es gleich: „Schulmeister, das ist ja deine, du mußt ja deutsch wählen!“ Es half nichts, daß ich beteuerte, ich „müsse“ nicht nur deutsch wählen, sondern ich sei auch deutsch. Als bei einer Reichstagswahl die deutschen Stimmen von bisher sieben auf vier zurückgegangen waren, sprang Peer Hjuler vor Freude auf mich zu und schlug mir auf die Schulter und rief: „Skolmester, vi har dravnet tre Kokkemænd“ (Schulmeister, wir haben drei Hähne ersoffen!). Das hatte folgende Bewandnis: Der Vorsitzende des sehr nationalistisch arbeitenden Deutschen Vereins für das nördliche Schleswig war der Amtsrichter Dr. Hahn in Norburg. Die Dänen nannten daher die Deutschen, wenn sie unter sich waren, „Kokkemænd“, das heißt Hähne! — Wenn ich aber hier versuche, die Ausdrücke, die damals und heute im nordschleswigschen Alltag gebraucht wurden, zu übersetzen, dann empfinde ich diese Übersetzungen als unbefriedigend. Sie haben in der Übersetzung einen etwas gehässig anmutenden Beigeschmack, weil man den herrlichen Humor (Lune), der im Dänischen mitklingt, nicht mit übersetzen kann, so wenig, wie man die Neigung der Dänen zur Selbstironisierung und zur Anwendung von „Spydigheder“ auf Deutsch wiedergeben kann. —

Das Wirken des Dr. Hahn und des Deutschen Vereins sollte das Deutschtum fördern. Man glaubte, dieses Ziel durch allerlei Maßnahmen zu erreichen, die aber zum größten Teil durch Mißverstehen der Volkspsychologie das entgegengesetzte Ergebnis hatten. Dazu kam, daß der Deutsche Verein eine Art Nebenregierung ausübte, die sich verschiedener politischer Druckmittel bediente. In Tirslund hatte der Verein keine Bedeutung, ich sollte aber später an anderen Orten noch oft genug mit den Methoden des Deutschen Vereins Bekanntschaft machen. Im benachbarten Toftlund bestand damals eine recht rührige Ortsgruppe des Vereins, und dort stand deshalb auch die Spaltung der Bevölkerung in zwei Fronten in voller Blüte. Da mir an einer einseitigen Stellungnahme nichts lag, sondern ein Zusammenleben mit allen Menschen meiner Heimat Bedürfnis war, hielt ich mich von einer zu deutlichen Einordnung in dieses oder jenes Schema frei. Diese Stellungnahme wurde schwieriger, als ich Tirslund verließ und näher an die „große Welt“ herankam. Die Jahre in Tirslund, als junger Lehrer auf der Törninglehner Heide, habe ich in bester Erinnerung als eine glückliche Zeit.

Der Schulbezirk Tirslund umfaßte zwei Gemeinden, Tirslund und Götterup. Das

Schulhaus gehörte beiden Gemeinden und lag auf der Grenze, die mitten durchs Haus ging. Das Schulzimmer lag in Tirslund, die Lehrerwohnung in Götterup. Wohl war ich amtlich Lehrer und Küster in Tirslund, aber ich wohnte in Götterup. Das wurde mir sehr eindringlich klargemacht durch folgendes Ereignis: Damals konnte ein dänischgesinnter Einwohner nicht Gemeindevorsteher werden, auch nicht, wenn die Gemeinde ihn wählte und wünschte. Wurde ein neuer Gemeindevorsteher aus irgendeinem Grunde nötig, ernannte der Landrat einen der wenigen Deutschen dazu, sofern er auch nur leidlich dazu geeignet war. Hauptsache war die Gesinnung, nicht die Befähigung. In Tirslund war, weil deutschgesinnte Einheimische nicht zu finden waren, vom Landrat einer der angesiedelten Ostfriesen zum Gemeindevorsteher ernannt worden. Der sonst brave und anständige Mann wußte selber nicht, wie er zu dieser Würde gekommen war. Das Verhältnis der Gemeindeglieder zu ihrem Gemeindevorsteher war langsam recht gespannt und mehr als kühl geworden, weil der Mann kaum Beziehungen zu ihnen hatte und kein Wort Dänisch sprechen konnte. Als einmal ein Einheimischer bei einer Gemeinderatssitzung zu ihm sagte, er könne nicht einmal seinen Namen schreiben, wurde er böse und klagte vor Gericht. Bei der Verhandlung legte der Einheimische aber eine Reihe von Schriftstücken vor mit Unterschriften des Gemeindevorstehers, die wirklich keiner lesen konnte. Der Beklagte wurde freigesprochen. So etwas soll allerdings auch heute noch vorkommen!

Etwas anderes hatte der erwähnte Gemeindevorsteher sehr gut begriffen, nämlich den preußischen Amtsstil und die Bürokratie, das bekam ich zu spüren: Als ich in Tirslund heiraten wollte, bestellte meine Verlobte, die in Flensburg wohnte, beim dortigen Standesamt das übliche Aufgebot. Dabei gab sie natürlich an, daß ich Lehrer in Tirslund sei. Also ging das Aufgebot ab an den Gemeindevorsteher in Tirslund, damit ich dort „aufgehängt“ werden konnte. Aber der Gemeindevorsteher in Tirslund schickte das Aufgebot wieder nach Flensburg zurück mit dem Vermerk, der Lehrer Henningsen wohne nicht in Tirslund. Das war, amtlich gesehen, völlig richtig, denn ich wohnte ja in Götterup, was ich damals allerdings auch selber nicht wußte. Das schrieb er aber nicht auf das Aufgebot, mir sagte er auch nichts von der Fehlleitung, obgleich wir keine Schwierigkeiten miteinander gehabt hatten. Meine Verlobte wurde nun aufs Flensburger Standesamt zitiert und empfing einen gehörigen Anschauzer, weil sie nicht wußte, wo der Kerl, den sie heiraten wollte, nun eigentlich wohnte. Nach einigem Hin und Her gelangte das Aufgebot dann endlich an den Gemeindevorsteher in Götterup. Da aber in Götterup auch kein geeigneter deutscher Einwohner zu finden war für den Posten eines Gemeindevorstehers, war Peter Ferslev, der in Toftlund an der Kirche wohnte, Gemeindevorsteher in Götterup. Da mir nun langsam schwummelig geworden war bei diesen Schwierigkeiten, die ihre Ursache in politischer Intoleranz hatten, ging

ich zu Peter Ferslev, um seine Hilfe bei der Ordnung der Sache zu erlangen, denn inzwischen war viel Zeit vergangen. Na, Peter Ferslev war ein Mann, „som Folk er flæst“, er schmunzelte und kürzte die Aufhängefrist großzügig ab, und so konnte ich termingerecht heiraten. Sonst hätten wir ohne Standesamt und Kirche feiern müssen, denn der Braten war bestellt und die Gäste geladen.

Ich hatte, was damals ungewöhnlich und nicht gerngesehen war, vor Ablegung der zweiten Lehrerprüfung geheiratet. Die mißtrauische hohe Schulbehörde nahm dann meist an, daß eine in Aussicht stehende zu frühe Ankunft des Storches die Veranlassung zu der frühen Heirat sei. War das der Fall, wurde der schuldige Lehrer versetzt, meist in eine sogenannte „Strafstelle“. Als Muster solcher Versetzungsstellen galt Nordstrandischmoor. Durch eine solche Versetzung sollte öffentliches Ärgernis vermieden und dem Sünder Gelegenheit zur Besserung gegeben werden. Auch bei mir erschien einige Monate nach meiner Heirat der Kreisschulinspektor zur Revision. Er beabsichtigte, mich in eine andere, bessere Stelle zu versetzen, aber bevor er mit mir darüber sprach, wollte er sich anscheinend von dem Familienstand bei mir überzeugen. Zunächst hörte er sich zwei Stunden lang den Unterricht an. Alles verlief bestens. Als die Pause kam, bat er, ob er nicht sein mitgebrachtes Frühstücksbrot in meiner Wohnung essen dürfte. Als wir uns da niedergelassen hatten, sagte er: „Kann mir Ihre Frau nicht einen Teller bringen?“ Mir war es natürlich klar, daß es nicht um den Teller, sondern um die schlanke Linie meiner jungen Frau ging. Sie kam, brachte den Teller usw. und wir unterhielten uns recht nett, denn als der Kreisschulinspektor sah, daß die erwähnte schlanke Linie in voller Pracht vorhanden war, rückte er mit seinem eigentlichen Anliegen heraus: es betraf meine Versetzung in die erste Lehrerstelle an der neu erbauten Schule in Skrydstrup. „Aber“, fuhr er fort, „Sie kommen bei einer solchen Versetzung näher an Hadersleben heran und damit stärker unter die Einwirkung Ihrer dänischen Familie. Können Sie mir versichern, daß Sie sich von jeder politischen Beeinflussung von dieser Seite freihalten werden?“ Kurz vorher hatte einer meiner Brüder geheiratet. Er selber war mäßig dänisch, seine junge Frau aus betont dänischer Familie. Die Hochzeit wurde in größerem Rahmen in der „Harmonie“, dem dänischen Vereinslokal, gefeiert. Für einen jungen deutschen Lehrer war es damals ein Wagnis, das dänische Verkehrslokal zu besuchen, was mich aber nicht störte. Meine Frau und ich nahmen an der Hochzeit teil. Wie üblich bei den Hochzeiten der Dänen damals, wurde der Tanz mit einer Polonäse eröffnet nach der Melodie von „Kong Christian stod ved højen Mast“, dem verbotenen dänischen Nationallied. Als ich diese Melodie hörte, wurde mir die Sache ungemütlich, und um Vorsicht zu üben, traten meine Frau und ich still aus der Reihe beiseite. Als der Brautvater das bemerkte, kam er sofort zu uns und entschuldigte sich und sagte, daß das Spielen der verbotenen Melodie unterblieben wäre, wenn er daran gedacht hätte, daß ein Deutscher in der

Gesellschaft sei. Ob dieses Ereignis dem Kreisschulinspektor zugetragen worden war, weiß ich nicht, bei der damaligen Lage ist das möglich, und daher seine Frage. Aber genug, er glaubte mir mein Deutschtum, und ich wurde nach Skrydstrup versetzt.

In Skrydstrup machte sich der Einfluß des nahe gelegenen Vojens mit seinen vielen Beamten, ferner die Bedeutung des schwergewichtigen Gutsbesizers, Amtsvorstehers und Rittmeisters Kosegarten auf Vojenshof, des Domänenpächters Schötensack auf Domäne Hørlyk, einiger Reserveoffiziere und eines verhältnismäßig zahlreichen Heimdeutschtums, meist aus Gewerbetreibenden und abhängigen Handwerkern bestehend, geltend, verstärkt durch angesiedelte Friesen. Mit dem friedlichen Zusammenleben nach Tirlunder Art war es aus. In der Skrydstruper Kirche wurde monatlich ein Gottesdienst in deutscher Sprache abgehalten, der besser besucht wurde als der dänische Gottesdienst. Allerdings kamen die Besucher des deutschen Gottesdienstes überwiegend aus politischen Gründen, weil durch den Besuch die Notwendigkeit vermehrter Gottesdienste in deutscher Sprache nachgewiesen werden sollte. Die dänischen Gottesdienste wurden schwach besucht, weil der Pastor sich nicht großer Beliebtheit erfreute und nur ein mangelhaftes Dänisch sprach. Die Frau des Pastors sprach überhaupt kein Dänisch. Eine starke Gruppe der Inneren Mission lehnte den Gottesdienst in der Kirche ab, und aus allen diesen Gründen fielen die Kirche und das Pastorat als gemeinschaftsbildende Faktoren in der Gemeinde aus. Bei den vaterländischen Festen wurde sehr genau darauf geachtet, daß die Lehrer aus der Umgebung zu den Feiern in Vojens kamen, um den Herren des Deutschen Vereins die nötige Resonanz zu geben. Bei den Kontrollversammlungen des Bezirkskommandos war es erwünscht, daß man nach der Kontrolle zum Bier erschien, um den Herren Reserveoffizieren, die an diesem Tage ihre Uniform tragen durften, die nötige Umrahmung zu geben. Kurz nach meinem Antritt in Skrydstrup erschien bei mir ein Vorstandsmitglied des Kriegervereins aus Vojens und machte mich darauf aufmerksam, daß man von mir als einem gedienten Soldaten den Beitritt zum Kriegerverein erwartete. Ich lehnte den Beitritt ab, weil mir die ganze Art der Aufmachung bei diesen Vereinen nicht zusagte, merkte aber bald an verschiedenen Dingen, daß ich dadurch unangenehm aufgefallen war, wie es im Militärjargon hieß. —

Meine Arbeit als Küster war nicht sehr anstrengend, mehrfach kam es vor, daß der Pastor und ich nach Hause gehen konnten, weil keine Besucher des Gottesdienstes kamen. Zu meinen Küsterpflichten gehörte ein dreimaliges Ausfegen der Kirche, nämlich vor den hohen Festen, öfteres Ausfegen wäre wegen des geringen Besuches während meiner Amtszeit dort auch nicht nötig gewesen. Für diese Dienstleistung erhielt ich 3,60 Mark im Jahr. Die Schülerzahl in der schönen, neu erbauten zweiklassigen Schule war sehr hoch, in meiner

Klasse saßen zweiundsiebzig Kinder, der allgemeine Stand war nicht gut, denn mein Vorgänger war wohl nicht ganz Herr über die große Zahl gewesen. Aber ich war jung, und so griff ich die Arbeit tapfer an und hatte auch bald das Gefühl, daß die Sache ging. — Als ich reichlich ein Jahr gearbeitet hatte, erschienen plötzlich und unangemeldet vier sehr feierliche Herren in meinem Unterricht. Ich erschrak nicht wenig, als dieser „Glanz in meine niedere Hütte kam“. Es waren der Regierungspräsident, der Landrat, der Kreisschulinspektor und der Propst. Die Herren waren anscheinend auf einer Inspektionsfahrt durch den Kreis Hadersleben. Warum sie gerade in meine vollgestopfte Klasse kamen, wußte ich nicht. Eine Stunde lang „genossen“ sie meinen Unterricht, dann stellten sie den Kindern allerlei Fragen, merkten sich die Zahlen der Teilnehmer am deutschen Religionsunterricht und wollten wissen, welche Kinder zu Hause deutsche Haussprache hätten. Da die Unterrichtsstunde gut verlief, freute ich mich, als die Tür sich wieder hinter den Herren schloß, und legte der Sache keine Bedeutung bei. Angenehm überrascht wurde ich aber, als ich kurz vor Weihnachten die ungewöhnlich hohe Remuneration von zweihundert Mark erhielt mit dem Vermerk „Auf Anweisung des Herrn Regierungspräsidenten“. Das Geld kam sehr gelegen! Aber ein rechtes Heimatgefühl wollte in Skrydstrup nicht kommen. Wohl fanden wir bald einen kleinen netten Kreis von bodenständigen Menschen, aber die Verhältnisse waren doch nicht so wie in Tirsland. Die unangenehme Aufspaltung in politische Lager und das fehlende Gemeinschaftsleben ließen uns nicht recht warm werden. Als dann unter den jüngeren Lehrern die Abwanderung in die Großstädte anging, bewarb auch ich mich um Anstellung in Kiel und Altona. Der Stadtschulrat aus Kiel kam auch bald zu einer Revision in meine Schule. Aber meine Art gefiel ihm gar nicht, in einem Gespräch über pädagogische Fragen fand er meine Ansichten zu modern, und so war das Ergebnis dieses Besuches völlig negativ. Daß ich viel später doch in Kiel landete, und zwar noch bei dem Stadtschulrat, der mich abgelehnt hatte, war eine merkwürdige Fügung des Schicksals. Doch das gehört nicht unter den Blickpunkt dieser Darstellung. — Einige Wochen später kam dann der Altonaer Stadtschulrat, um zu hospitieren. Er hörte eine Stunde in dänischer Religion; obgleich er kein Dänisch konnte, beobachtete aber sehr scharf das Benehmen der Kinder und verließ uns mit einem freundlichen Gruß. Vierzehn Tage darauf hatte ich meine Versetzung nach Altona zum 1. Oktober 1910 in Händen!

Bald aber mußten meine Frau und ich einsehen, daß die Versetzung in die Großstadt für uns nicht richtig war. Uns fehlte die Heimat mit der menschlichen Wärme von Nachbarn und Freunden. Meine Frau, deren ganze Verwandtschaft im Sundewitt, in Smoel, Broacker, Auenbüll, Blans und Feldstedt saß, fand sich in der Großstadt nicht zurecht, und ich, der sich dort in eine intensive Vorbereitungsarbeit zwecks Ablegung der Mittelschullehrerprüfung stürzte,

empfand das Unpersönliche der Arbeit an einer Großstadtschule als unbefriedigend. Nun traf es sich, daß ich im Sommer 1911 zu einer militärischen Übung nach dem Lockstedter Lager einberufen wurde und dort viele Bekannte, Freunde und Kollegen aus Nordschleswig, die zu meinem Militärjahrgang gehörten, antraf. Ich hörte wieder Plattdänisch und hörte vieles über die weitere Entwicklung der politischen Lage in der Heimat. Während des Aufenthaltes in Lockstedt geriet mir zufällig eine Nummer der Schleswig-Holsteinischen Schulzeitung in die Hand. In dieser Nummer war die Hauptlehrerstelle an der sechsklassigen Volksschule in Broacker zur Bewerbung ausgeschrieben. Ohne mir viel dabei zu denken, weil ich mich für eine solche Stellung noch für zu jung hielt, klebte ich die Anzeige auf eine Postkarte und schickte diese an meine Frau. Damit hatte ich, um volkstümlich zu reden, „dem Kalb ins Auge geschlagen“, denn rund um Broacker saß ja ihre ganze Verwandtschaft. In Smoel bei Broacker wohnte der Maschinenbauer Petersen, der wegen seines recht bedeutenden Unternehmens in der Gemeinde recht einflußreich war. Meine Frau ließ nun nicht locker, ich mußte nach Smoel fahren, um die Lage zu sondieren. Petersen riet sofort zu und versprach, als Mitglied des Schulvorstandes seinen ganzen Einfluß für mich einzusetzen. Ich folgte seinem Rat und bewarb mich um die Stelle. Bald konnte er mir mitteilen, daß der Schulvorstand mich dem Kreisschulinspektor zur Ernennung vorgeschlagen habe. Ein bißchen Vetternwirtschaft, gewiß, denn wenn meine Beziehungen zu Petersen nicht gewesen wären, hätte ich kaum Aussicht gehabt, die Stelle zu bekommen, weil ich mit achtundzwanzig Jahren noch zu jung dafür war. Der ganze Vorgang hatte aber auch eine politische Färbung. Ursprünglich war ich der zweite auf der Vorschlagsliste, der erste war ein Kollege, den man strich, weil er, so hieß es, mit dem Friedensverein, den Pastor Schmidt damals gründete, sympathisierte. Auf Broackerland hatte damals das Heimdeutschtum eine ziemlich starke Stellung, und der Deutsche Verein für das nördliche Schleswig war recht maßgebend. Von den Bestrebungen Pastor Schmidts wollte dieser Verein nichts wissen. Der Vorsitzende der Gruppe Broacker war ein Bauunternehmer, der wegen seines ausgedehnten Betriebes so etwas wie ein kleiner König war. Von ihm erhielt ich nun vor der Präsentation durch den Schulvorstand ein Schreiben, in dem er mir eine Erklärung über meine politischen Ansichten abforderte. Dazu mußte ich versichern, daß ich im Falle meiner Ernennung stets bereit sein würde, für meine deutsche Gesinnung einzutreten. Eine solche Versicherung gab ich mit gutem Gewissen ab, und am 28. September 1911 erhielt ich ein Telegramm: „Für Broacker ernannt. Antritt zum 1. Oktober 1911.“ Ohne die Mitwirkung und den Einfluß des Deutschen Vereins hätte die Angelegenheit nicht so geklappt. Ob so etwas gutzuheißen ist, steht auf einem anderen Blatt. — Das Telegramm mit meiner Ernennung kam vormittags, während ich in der Schule war. Als ich nach Hause kam, war meine Frau außer

sich vor Freude und hatte schon die halbe Wohnung eingepackt. Zwei Tage darauf verließen wir Altona, der Großstadtrausch hatte genau ein Jahr gedauert. In Broacker hatte Onkel Petersen für uns ein ganzes Häuschen als Wohnung besorgt, wir wurden von vielen Freunden, Deutschen und Dänen, mit Hilfsbereitschaft und Freundlichkeit empfangen, ich sah eine schöne berufliche Aufgabe vor mir, dazu die herrliche Natur, der schöne Blick ins Land von der Höhe der Kirche, die frische See am Wenningbund, freundliche Menschen. Nein, wir haben Altona nicht vermißt.

Ich war nach damaliger Auffassung, wie der Haderslebener Kreisschulinspektor mir schrieb, „ein grüner Anfänger“, und der neue Vorgesetzte in Sonderburg empfing mich, als ich mich bei ihm vorstellte, mit recht viel Skepsis und machte mich darauf aufmerksam, daß ich als fast jüngster Lehrer an der Schule in Broacker es hoffentlich nicht an Taktgefühl und Einfühlungsvermögen fehlen lassen würde. Die Aufgabe, so setzte er mir auseinander, bestand darin, aus den vier einzelnen Schulen, die in eigenen Gebäuden an allen vier Ecken des Ortes zerstreut lagen, ein Schulsystem zu bilden, das dann in dem neuen großen Schulgebäude untergebracht werden sollte. An den einzelnen Schulen amtierten mehrere ältere Kollegen, die bisher selbständig geschaltet und gewaltet hatten und nun sich in ein System eingewöhnen mußten. Dazu kam, daß unter ihnen sowohl ausgeprägt dänisch als auch deutsch betonte Herren waren, die bisher einander aus dem Wege gehen konnten, was bei der Neuordnung nicht so leicht der Fall sein würde. Im Orte waren die politischen Parteien etwa gleich stark, und man stand sich ziemlich abweisend gegenüber, um keinen stärkeren Ausdruck zu gebrauchen. Aber ich war jung und ging unverdrossen an die Arbeit, gestärkt durch das Aufblühen meiner Frau und meiner drei Kinder, denen die Broacker Luft nach der Altonaer Etagenzeit besonders gut bekam.

Der Deutsche Verein hatte auf Broackerland eine starke Position, besonders, weil viele der wirtschaftlich bessergestellten Bewohner ihm angehörten, die von bedeutendem Einfluß waren. Dazu gehörten Kornhändler, Ärzte, Apotheker, Amts- und Gemeindevorsteher, Ziegeleibesitzer, Bauunternehmer und ein bedeutender Teil der Hofbesitzer. Die Tätigkeit des Deutschen Vereins geschah völlig im Geiste der allgemeinen Satzungen. Die beiden ersten Punkte dieser Satzungen besagen, wie schon erwähnt:

1. Der Deutsche Verein sorgt für eine allgemeine Feier der patriotischen Gedenktage, insbesondere des Geburtstages des Kaisers und Königs und für unentgeltliche Verteilung deutscher Fahnen an Schulen und Private.
2. Der Verein läßt öffentliche Vorträge über die Großtaten in deutscher Geschichte, Literatur, Kunst und Wissenschaft, und zwar besonders auf dem Lande, halten.

Getreu diesem Programm wurden in Broacker die vaterländischen Feste mit

besonderem Nachdruck gefeiert. Zu diesen Festen wurden die anderen deutschen Vereine, Krieger- und Gesangsvereine und was sonst an Vereinen da war, eingeladen. Die Feiern wurden durch Umzüge, Gottesdienste und Abendveranstaltungen in der allgemein üblichen Weise ausgestaltet. Die Abende schlossen meistens mit Tanz oder einem sogenannten „Kommers“ ab. In Broacker leitete ein bekannter deutscher Arzt die Veranstaltungen. Da der Herr Stabsarzt der Reserve war, erschien er zumeist in der Uniform der Marine und stellte sich damit schon außerhalb des allgemeinen Rahmens. Er hatte die Abende immer sehr sorgfältig vorbereitet. Um Mißgriffe zu vermeiden, hatte er auch die Redner des Abends ausgewählt und ihnen vorher einen Zettel ins Haus geschickt, auf dem das Thema der Ansprache stand, die er von ihnen erwartete. Meist waren es die Lehrer, die diesen „ehrenvollen“ Auftrag bekamen, und denen es ja nicht einfallen konnte, ihn abzulehnen. Das Hoch auf den Kaiser, das jeden Abend einleitete, behielt der Arzt sich selber vor. Dann folgten Ansprachen über die Kaiserin, das kaiserliche Haus, das Heer, die Marine und Schleswig-Holstein. Wenn er sich seiner Leute nicht ganz sicher war, bestellte der Herr die Redner in sein Haus, um mit ihnen festzulegen, was sie zu sagen hätten an dem Festabend. Der offizielle Teil dieser Abende klappte bei dieser genauen Vorbereitung meist reibungslos. Wenn sich an den offiziellen Teil ein Kommers anschloß, gab es mitunter Freibier, bezahlt von den Herren, die hohe Steuern zahlten. Die Vereinsleitung achtete sehr genau darauf, daß auch alle Personen, von denen man es erwarten oder, weil sie abhängig waren, es sogar verlangen konnte, zu den Feiern erschienen. Die Abende hatten immer einen sehr guten Besuch. Ohne besonders schwerwiegende Abhaltung fehlte keiner bei einem solchen Fest, denn der Deutsche Verein war einflußreich, und es konnte z. B. für Beamte und abhängige Leute üble Folgen haben, wenn sie bei den leitenden Herren des Vereins in Ungnade fielen.

Als ich nach Broacker kam, habe ich mich zunächst in durchaus guter Gesinnung und mit dem besten Willen zur Mitarbeit eingereiht. Ich trat sowohl dem Deutschen Verein als auch dem Kriegerverein bei und hielt brav meine Ansprachen, wenn ich dazu aufgefordert wurde. Meine Arbeit in der Schule verlief reibungslos, und ich konnte bei deutschen und dänischen Eltern feststellen, daß man mit der Arbeit der Schule zufrieden war. Das Verhältnis der Lehrer zu mir und untereinander war gut, und es war für mich eine besondere Genugtuung, festzustellen, daß sowohl der scharf deutsch gesinnte Lehrer als auch unser dänisch orientierte Kollege sehr nett bei der Arbeit waren. Wir ließen die Tagespolitik nicht in die Schule hinein, und einer achtete die politische Gesinnung des anderen.

Aber als so alle Anfangsschwierigkeiten überwunden waren und das Leben sich nach etwa zwei Arbeitsjahren eingespielt hatte, meldete sich bei mir ein etwas unzufriedenes Gefühl, das sich auf die immer im gleichen Schema ablaufende Arbeit des Deutschen Vereins bezog. Diese Unzufriedenheit entstand, weil ich

fand, daß der Deutsche Verein trotz seiner großen Einwirkungsmöglichkeiten nur sehr geringe Wirkung auf die kulturelle Haltung der Deutschen ausübte. Die vaterländischen Feiern in allen Ehren, aber sie waren allmählich ein leeres Schema geworden, das dem Herzen der Menschen, ihrer Seele, wenig zu sagen hatte, denn man hörte nur von Stolz, Macht, Glanz und Königstugenden, und zwar in einer Art, die recht nahe an Byzantinismus grenzte. So reifte bei mir der Plan, doch einmal zu versuchen, deutsches Wesen und deutsche Kultur in einer anderen Form darzustellen. Ich schlug daher vor, neben den patriotischen Feiern, die ich durchaus nicht antasten wollte, einmal Abende mit kulturellem Inhalt zu veranstalten, mit Themen und Darbietungen aus Volkskunde, Dichtung und Musik, kurz, mit den Dingen, die auf den vaterländischen Abenden wenig Berücksichtigung fanden und auch kaum in den Rahmen hineinpaßten. Da ich für meine Vorschläge bei den leitenden Herren keine Zustimmung fand, wagte ich es, allein vorzugehen. Ich stellte für einen „Heimatabend“ ein nettes Programm zusammen unter der Überschrift: „Unsere Heimat in Wort und Lied“. Es sollte ein Abend werden, wie sie später zu Hunderten durchgeführt worden sind. Damals aber empfand man, wenigstens in Broacker, so etwas als „Knochenerweichung“, wie der Arzt zu mir sagte, als er mir Vorhaltungen über mein „disziplinwidriges“ Verhalten machte. Ich hielt aber durch, der Abend wurde angekündigt, ich zeichnete als Veranstalter. Als Mitwirkende hatte ich ältere Schüler und junge Mädchen und junge Männer gewonnen, die begeistert mitmachten. Ich hatte allerlei Sorgen, besonders, weil ich einen großen Saal gemietet hatte und für die entstehenden Kosten aufkommen mußte. Aber meine Unruhe war überflüssig, denn als der Abend kam, war der Saal lange vor Beginn brechend voll. Die Besucher waren meist aus den einfachen Bevölkerungskreisen, nicht wenige aus dem dänischen Lager waren darunter. Alles lief gut an, die Stimmung wurde langsam warm. Plötzlich erschien der erwähnte Arzt und setzte sich unter die Zuhörer. Er war stark angetrunken und versuchte nun durch auffallendes Benehmen und sehr unpassende Zwischenrufe die Mitwirkenden aus der Fassung zu bringen und den Verlauf des Abends zu stören. Dieses Benehmen des Herrn verursachte einige Schwierigkeiten, aber wir machten ruhig weiter. Nachdem er sich so fast eine halbe Stunde lang vorbeibonommen hatte, empfand er doch wohl die langsam stärker werdende Ablehnung durch die Versammlung, und er trollte sich. Diesem Abend ließ ich mit steigendem Erfolg noch zwei weitere Kulturabende folgen, und damit war der Winter verstrichen. Mein Stern war aber durch mein Vorgehen bei den Machthabern sehr gesunken, und man gab mir zu verstehen, daß ich, wie es hieß, „weitere Maßnahmen“ zu erwarten haben würde, wenn es mir einfallen sollte, im nächsten Winter wieder aus der Reihe zu tanzen. In diese Verlegenheit kam ich aber gar nicht, denn im August brach der erste Weltkrieg aus, und als gedienter Soldat mußte ich sofort bei der Mobilmachung

einrücken. Vier und ein halbes Jahr blieb ich an der Front und sah mein liebes Broacker und meine Familie nur an kurzen Urlaubstagen wieder. Bei jedem Urlaub wurde mir der Abschied von zu Hause schwerer, im letzten Kriegsjahr verzichtete ich auf den Heimaturlaub, ich konnte das Abschiednehmen nicht mehr ertragen. Meine Familie hat in Broacker während der Kriegsjahre keine Not gelitten. Wohl waren die Lebensmittel knapp, und wer nicht Selbstversorger war, mußte manche Hamsterwege gehen. Meiner Frau blieb das auch nicht erspart, aber, und darüber war ich sehr froh, sie tat selten eine Bitte vergebens, und deutsche und dänische Bauern halfen in jeder Weise, oft unaufgefordert, ohne Rücksicht auf die politische Einstellung. Es war für mich an der Front eine große Beruhigung, zu wissen, daß freundliche Menschen in Broacker meiner Familie zur Seite standen.

In Flensburg kam ich in das Reserve-Infanterieregiment 86, das aus Angehörigen des Schleswiger Landes gebildet wurde. Da gab es ein Wiedersehen mit vielen Kameraden aus der aktiven Dienstzeit, und viele Angehörige des Regimentes waren dänischsprechende Nordschleswiger. Da aber die Zahl der zur Verfügung stehenden Reservisten aus Nordschleswig nicht ausreichte, um die beiden Bataillone, die Flensburg stellen sollte, voll zu machen, bekamen wir einen Schub Reservisten aus Hamburg dazu, um die Reihen aufzufüllen. Das war nun zunächst eine etwas schwierige Mischung, denn unsere „sinnigen“ nordschleswischen Landleute „klumpten“ sich zusammen und hielten vorläufig etwas Abstand von den mit dem Mundwerk und im ganzen Benehmen etwas vordringlichen „Fietjes“. Dazu kam, daß die Nordschleswiger, so oft es angehen konnte, plattdänisch sprachen, und das verstanden die Hamburger nicht. Sie empfanden den Gebrauch des Plattdänischen, mindestens in ihrem Beisein, als unkameradschaftlich, und anfangs gab es darüber hier und da Reibereien. Hamburger Platt konnten die Nordschleswiger wieder nicht, und es dauerte etwas, bevor man sich verständigte. Aber da wir alle gediente Soldaten waren, siegte bald das Kameradschaftliche, und die guten Wurst- und Butterpakete der Nordschleswiger taten dazu ein übriges. Die Hamburger lernten bald die ruhige Zuverlässigkeit der Nordschleswiger schätzen, und diese fühlten sich in mancher schwierigen Lage aufgemuntert durch die Witze und den leichteren Sinn der Hamburger. Und als dann erst die Gefechtshandlungen einsetzten, befestigte sich die Kameradschaft, und alle standen miteinander ihren Mann. — In einem Punkt waren die Nordschleswiger aber den Hamburgern voraus und sehr „auf Draht“. Das war, als es bei Aufstellung des Regimentes galt, die Fahrer für die große und die kleine Bagage und die Pferdeburtschen für die Offizierspferde auszusuchen. Da waren die Bauern auf dem Posten, und es gelang vielen von ihnen, hier gut unterzukommen, und manche von ihnen haben in diesen verhältnismäßig sicheren Stellungen den Krieg durchgestanden. Die Pferde hatten es gut bei ihnen und die Fahrer bei den Pferden nicht schlecht! — Daß die Nordschleswiger dänischer

Gesinnung nicht mit Begeisterung in den Krieg zogen, ist durchaus verständlich, um so mehr muß betont werden, daß sie als gediente Soldaten mit Selbstverständlichkeit ihre Pflicht erfüllten. Die starke erzieherische Wirkung der Dienstzeit war unverkennbar. Als die ersten Gefechte für uns in Löwen und Campenhout kamen, gingen die Kompanien ins Gefecht wie auf dem Exerzierplatz. Die Grausamkeit und die Sinnlosigkeit eines Krieges wurde mir klar, als wir nach dem ersten Kampf die gefallen Kameraden, fast lauter stattliche Bauerngestalten, ins Grab legten. Aber diese vorbildlich soldatische Haltung war nicht von Dauer. Als der Krieg in seinem unerbittlichen Verlauf die gedienten Jahrgänge aufgebraucht hatte, kamen die ungedienten Jahrgänge zu uns, die nur eine kurze Ausbildung in der Heimat gehabt hatten. Es waren die Jahrgänge der Ersatzreserve und des ungedienten Landsturmes. Mit ihnen veränderte sich die ganze Haltung der Leute in den Kompanien. Dieser Veränderung unterlagen auch die Nordschleswiger, doch darüber wird später ausführlicher zu berichten sein. Die Nordschleswiger waren nur in Ausnahmefällen für Patrouillengänge und Stoßtrupunternehmungen zu gewinnen, wenn es aber galt, auszuhalten und die Ruhe zu bewahren, dann waren sie von höchster Zuverlässigkeit. Das Heimweh beherrschte sie sehr stark, und wenn eine Gruppe von ihnen zusammensaß, dann ging die Unterhaltung immer um die Dinge der Heimat, auch um die politischen Hoffnungen für die Heimat, die sich im Laufe des Krieges immer deutlicher abzeichnen, und die von der Heimat aus genährt wurden. In dem gut geschriebenen Buch von Ernst Christiansen „Du kann, Du maa og skal“ (Du kannst, Du mußst und sollst), wird die seelische Lage des dänischgesinnten Soldaten klar geschildert. Die Offiziere lernten bald die ruhige Zuverlässigkeit des schleswischen Soldaten schätzen, wenn sie sich auch mitunter über das besinnliche Tempo aufregten. Das illustriert eine kleine Episode aus den ersten Monaten des Krieges. Vor unserer Front, es war die 18. Reservedivision, war eine brenzlige Lage entstanden. Die Engländer waren bei unserem Nachbarregiment in die vorderen Gräben eingedrungen, und die Frage war nun, ob unser Regiment den Druck aushalten oder ob es die Stellung nach rückwärts verlegen sollte. Bei uns also Großalarm und dicke Besprechung im Stabsquartier! Im Verlauf der Besprechung wollte der General wissen, welches Regiment die vorderen Gräben besetzt hielt. Als er die Antwort hörte, sagte er: „Das ist gut, das sind ja schleswig-holsteinische Bauern, die halten ja auch zu Hause an ihrem Boden fest, die werden wohl auch vorne die Gräben halten.“ „Ja“, krächte der junge Hauptmann v. Liliencron dazwischen, „die halten, denn wenn sie zurückgehen, dann müssen sie einen neuen Graben buddeln, und dazu sind die Kerle viel zu faul.“ — Langsam verstärkten sich die Gerüchte aus der Heimat. Die dänische Flüsterpropaganda schöpfte Hoffnungen aus der sich abzeichnenden Niederlage und fand Gläubige an der Front. Der Nachschub aus der Heimat, der naturgemäß nicht gern an die

Front wollte, brachte die Gerüchte aus der Heimat mit und sprach fast nur von der kommenden Niederlage. Je geringer die Zahl der „alten Krieger“ an der Front wurde, desto mehr sank die Stimmung in der Truppe ab, und immer mehr gewann die vergiftende Wühlarbeit an Boden. Aber nicht nur die dänische Propaganda, sondern auch unverständliches Verhalten mancher deutscher Stellen verderbten die Stimmung und zersetzten die Kampfkraft. Dazu gehört folgendes: In den letzten Kriegsjahren hatten die Kommandostellen in der Heimat, die für die Ersatzgestellungen zu sorgen hatten, angefangen, den Frontdienststellen mitzuteilen, ob dieser oder jener, der hinausgeschickt wurde, dänischer Gesinnung und daher mit Vorsicht zu behandeln sei. Außerdem wünschten die Heimatdienststellen, daß die Leute, die dänischer Gesinnung waren, wohl Urlaub bekommen sollten, aber nicht nach der Heimat. Sie durften, so wurde befohlen, nicht in ein Gebiet einreisen, das, so meine ich zu erinnern, nördlich der Stadt Schleswig lag. Sollte einem Mann, der in diesem Gebiet wohnte, Heimaturlaub gegeben werden, wollte die Heimatdienststelle erst gehört werden. Von der Front aus gesehen war das eine unsinnige Forderung. Einem Manne, der als Soldat in Ordnung war, den Urlaub zu verweigern, weil eine Heimatbehörde ihn politisch angekreuzt hatte, erschien uns unmöglich. Unser Kommandeur kümmerte sich zunächst nicht um dieses Verlangen der Heimatbehörden und beurlaubte weiter auch in das verbotene Gebiet hinein, wenn der Betreffende an der Reihe war. Wir waren stolz auf unseren Kommandeur, weil er so handelte. Ich erinnere einen Fall, der nicht vergessen werden soll. Ein Unteroffizier, der nahe der dänischen Grenze zu Hause war, bat um Urlaub. Gut, den sollte er bekommen, aber er wollte mehr. Er bat den Major, ihm zu erlauben, an einigen Tagen dieses Urlaubs zu Hause in Zivil gehen zu dürfen, er wollte, wie er offen sagte, versuchen, über die Grenze zu kommen, um seine Frau, die sich in Kolding aufhielt und nicht wieder zurückkommen konnte, zu besuchen. Der Major, der den Unteroffizier schätzte und als einen Mann bester Pflichtauffassung kannte, überlegte schwer. Dann wandte er sich an mich, der damals den abwesenden Adjutanten vertrat, und fragte: „Was meinen Sie, kommt Unteroffizier S. wieder?“ „Ich meine ja, Herr Major!“ Der Major unterschrieb, und S. reiste ab. Ich gestehe, daß ich des Majors wegen unruhige Stunden hatte, als der Tag sich näherte, an dem der Unteroffizier wiederkommen sollte. Aber pünktlich auf die Minute stand S. wieder vor uns und meldete sich vom Urlaub zurück. Durch sein Verhalten ermöglichte er anderen Kameraden den verdienten Urlaub in die Heimat. Aber leider wurde auch das anders! — Bei unserer großen Bagage war ein Hofbesitzer als Fahrer eines Gepäckwagens. Er hatte also einen verhältnismäßig sicheren und angenehmen Posten. Er war als Ersatzreservist eingezogen, sein Hof lag in einer Gemeinde, in der ich Lehrer gewesen war, ich kannte ihn und seine Verhältnisse gut. Auch er erhielt Heimaturlaub, aber er kehrte vom Urlaub nicht zurück, sondern war, wie

damals viele andere, über die Grenze gegangen. Ich kann verstehen, daß jemand über die Grenze geht, wenn er es mit seinem Gewissen nicht vereinbaren kann, für ein Land zu kämpfen, das er verneint. Aber ich verstehe ein solches Verhalten nicht, wenn man, um sich selber einen Vorteil zu verschaffen, seinen Kameraden schweren Schaden zufügt. Das war hier der Fall, denn nun wurde auch bei uns kein Heimaturlaub in das verbotene Gebiet mehr gegeben. Ich weiß, daß über diese Frage hin und her diskutiert werden kann, für mich ist der damit verbundene Kameradschaftsverrat entscheidend und die Handlung daher verwerflich. Andere mögen anderer Ansicht sein.

Aber diese aus der Heimat bis in die vorderste Front hineinwirkenden Dinge bekam auch ich aus nächster Nähe zu spüren. Mein ältester Bruder, der Uhrmacher Peter Henningsen aus Hadersleben, war mit vierundvierzig Jahren als ungedienter Landsturmann eingezogen worden zu einem Ersatzbataillon in Schleswig. Von dort aus kam er mit einem Transport zur weiteren Ausbildung nach Rußland. Dort wurde er krank und kam nach Schleswig zurück. In Schleswig war es ein offenes Geheimnis, daß diejenigen, die dänischer Gesinnung waren, sofort wieder in Transporte eingereiht wurden. So erging es auch meinem Bruder, er kam gleich wieder weg und landete mit einem Nachersatz in den Reihen des aktiven Regiments 86 in Frankreich und fand sich selber dort im Schützengraben an sehr gefährdeter Stelle wieder. Einen ungedienten Landsturmann, er war inzwischen über sechsvierzig Jahre alt gewordenem die Kampffront eines aktiven Regiments zu stecken, das war eine unmögliche Härte! Glücklicherweise lag mein Regiment in der Nähe, so daß Bruder Peters Hilferuf mich verhältnismäßig schnell erreichte. Ich veranlaßte ihn, ein Versetzungsgesuch einzureichen, und teilte ihm die anzugebenden Gründe mit. Dann benutzte ich meine Beziehungen zu den Stäben und zu unserem Kommandeur, und verhältnismäßig schnell glückte es, das Gesuch genehmigt zu bekommen. Ich besorgte ihm dann eine Stellung als Bursche bei unserem Regimentszahlmeister, da war er erstmal im Trockenen. Ich tat das mit gutem Gewissen, denn wenn auch vielleicht einige Zufälligkeiten bei der Verschiebung meines Bruders an die Front mitgespielt haben mögen, so war es auch gewiß, daß Bruder Peters dänische Gesinnung dabei eine Rolle gespielt hatte. Als er einen Heimaturlaub bekam, durfte er nicht in das Gebiet nördlich von Schleswig, sondern mußte in Schleswig bleiben und seine Frau dorthin kommen lassen. Ich habe dann nach einiger Zeit dafür gesorgt, daß Peter aus der Front herausgezogen und zum Landsturm nach Hadersleben versetzt wurde. Dort war er zu Hause und konnte für sein Geschäft und seine Familie sorgen.

Inzwischen wurde die Kriegslage immer trostloser. Als ich von einem Aufenthalt in der Heimat, wegen einer Verwundung, wieder zur Truppe kam, waren von den alten Kameraden nur noch wenige da. Die Stimmung war elend, und mit dem Nachersatz, der aus der Heimat kam, war nicht viel anzufangen. Schließlich kam

der Zusammenbruch; wir marschierten in wochenlangen Märschen zurück. Die Märsche verliefen bei uns in guter Ordnung, unterwegs wählten wir einen Soldatenrat, und es war ein Zeichen des guten Verhältnisses zwischen Offizier und Mann bei uns, daß die Leute den Leutnant Braren in den Soldatenrat wählten. Der Name sagt, woher der Offizier war. Unterwegs erlaubte der Soldatenrat jedem, der nicht aus Schleswig stammte, sich selbständig zu machen und nach Hause zu fahren. So war unsere Truppe, als wir nach langen, hungrigen Märschen endlich kurz vor Weihnachten 1918 in Schmallenberg im Sauerland ankamen, zusammengeschmolzen, aber doch noch eine stattliche Schar. Wir wurden dann verladen und landeten endlich auf Flensburg-Weiche; die Heimat hatte uns wieder! Aber wie anders war die Lage! —

Als wir zum letzten Marsch, von der Weiche nach Flensburg hinein, antraten, erschien der Flensburger Soldatenrat und verlangte die Führung des Regiments und die Entfernung der Offiziere. Aber unser Soldatenrat wies die Flensburger kurz ab und erklärte ihnen, daß bei uns alles bliebe, wie es war, und daß unser Kommandeur und die Offiziere das Regiment nach Flensburg führen würden. So geschah es denn auch, und wir rückten in bester Ordnung in Flensburg ein als eine der ersten Truppen, die nach Flensburg zurückkamen. In Flensburg und in ganz Nordschleswig hatte sich mit unvorstellbarer Schnelligkeit die Kunde verbreitet, daß wir aus Westfalen im Anmarsch seien, und daher waren Frauen und Anverwandte in großer Zahl nach Flensburg gekommen, um uns zu empfangen. Die Stadt hatte sich, so gut es in der Eile ging, festlich geschmückt. So rückten wir denn zum Empfang auf den Südermarkt ein, der Kommandeur voran, ich führte die erste Kompanie. Als wir uns auf dem Südermarkt aufgestellt hatten, ließ ich den Blick über die Truppe und den Platz schweifen und dachte an den Tag vor mehr als vier Jahren, als wir hier die ersten scharfen Patronen empfangen und dann ausmarschierten. Damals stand meine Frau in dem Fenster von Pastor Kählers Pastorat und winkte mir einen Abschiedsgruß zu. Jetzt erwartete ich sie nicht, denn ich wußte nicht, daß unsere Ankunft bekannt war. Aber doch glitt mein Blick hinauf zu dem Fenster des Pastorats, und dort stand, wie vor vier Jahren, wieder meine Frau, abwechselnd eifrig winkend und sich die Tränen trocknend. Ich hörte kaum, was unser Major auf die Begrüßungsworte des Bürgermeisters antwortete. Auch begrüßte uns der Vorsitzende des Soldatenrats, ein junger Bursche, der ein unverfälschtes Sächsisch von sich gab. Bei seiner Antwort stellte der Major sein Pferd so, daß er nur den Bürgermeister sah und zu ihm sprach, er „schnitt“ den Soldatenrat in deutlicher Weise. Dann marschierten wir nach dem Gymnasium, wo wir Quartier beziehen sollten. Aber kaum waren wir da, erschien der Soldatenrat wieder und verlangte, daß die Offiziere die Schulterstücke abnehmen und die Waffen abgeben sollten. Auch das verweigerten unsere Leute, aber um weitere Schwierigkeiten zu vermeiden,

beschlossen wir, das Regiment möglichst schnell aufzulösen und alle Angehörigen in die Heimat zu entlassen. Das brachten wir denn auch in wenigen Tagen fertig. Bei dem Marsch durch die Stadt war meine Frau neben der Marschkolonne hergelaufen. Sie versuchte fortwährend, mir etwas zuzurufen, aber ich verstand die Worte nicht in dem allgemeinen Trubel. Kaum aber waren wir weggetreten und kaum hatten wir uns begrüßt, da kam es: „Du mußt schnell nach Hause kommen, wir werden dänisch“, sagte sie. „Unsinn“, war meine erste Antwort, denn so etwas hielt ich für nicht denkbar. Wir waren während der letzten Gefechte und während des Rückmarsches wochen-, ja monatelang ohne Post gewesen, und die wenigen Zeitungsfetzen, die wir endlich im Rheinland zu Gesicht bekamen, wußten nichts von der Entwicklung der Dinge in Nordschleswig, man hatte dort andere Sorgen. Aber schnell mußte ich erkennen, daß an dem Dänischwerden etwas dran sei, und ich mußte mich in die neue Lage hineindenken. Ich spürte, daß eine wichtige Entscheidung, die mich tief berührte, zu treffen sei. Ich war aus Altona wieder nach Nordschleswig gegangen, um in der Heimat zu sein, jetzt war ich gesund heimgekehrt; nachdem ich vier Jahre im Schützengraben zugebracht hatte, sollte ich nun wieder die Heimat verlassen?

Der Mangel an Lebensmitteln zu Hause war noch erheblich. Um die Küche etwas aufzubessern, war es möglich, von Iller und Schelde aus mit Fischerbooten nach Dänemark zu fahren, um dort etwas einzukaufen. Zu solchen Fahrten mußte man aber einen Erlaubnisschein des dänischen Vertrauensmannes haben. Ich hatte während des Krieges als letzte Reserve ein goldenes Zehnmarkstück mit mir herumgetragen. Da das deutsche Papiergeld in Dänemark nichts wert war, gab ich das Goldstück meiner Frau, die damit nach Dänemark fuhr. Den Erlaubnisschein bekam sie von dem Vertrauensmann, einem dänischen Bauern, ohne Schwierigkeiten. Ich habe auch nie gehört, daß er den Schein einem Deutschgesinnten verweigert hätte, was er, wenn er schikanieren wollte, ohne weiteres hätte tun können.

Zunächst aber nahm ich sofort meine Tätigkeit in der Schule wieder auf, und ich konnte feststellen, daß Eltern und Schüler mir mit Vertrauen entgegenkamen und daß man sich freute, weil wieder geordnete Verhältnisse in der Schule einkehrten. Die früher etwas lauten Deutschen waren still, manche von ihnen versuchten, bei den Dänen als den kommenden Machthabern Anschluß zu gewinnen, im allgemeinen wartete man die Dinge ab. Als dann bekannt wurde, daß die Lehrer, die von der Bevölkerung wiedergewählt wurden, im Lande bleiben konnten, erschienen bei mir zwei der führenden Dänen und sagten mir, daß ich damit rechnen könnte, zu bleiben, wenn ich das wünschen sollte. Darüber freute ich mich natürlich, aber doch konnte ich mich noch nicht zu einer klaren Entscheidung durchringen. Meine Frau und ich haben die Lage hin und her gewandt und mit Freunden besprochen, aber je dringlicher die Entscheidung wurde, desto

unentschlossener wurden wir. Als ich in diesen Tagen einmal auf der Straße in Broacker stand, kam plötzlich Chresten Thomsen, mein Spielkamerad aus der Schulstraße, auf mich zu. Er war einer der kommenden Männer geworden und war für den Posten des Amtmannes (Landrat) für Apenrade und Sonderburg ausersehen. Er war zufällig in Broacker, um sich bei einem dänischen Vertrauensmann, der früher Lehrer an meiner Schule gewesen war, über die allgemeine Lage in Broacker zu informieren. Sein erstes Wort zu mir war: „Du bleibst doch wohl hier nach der Abtretung?“ Ich sagte ihm, daß ich befürchtete, daß nach der Abtretung ein Schwarm von dänischen Lehrern ins Land kommen würde, der uns Dagebliebene in die zweite Linie drängen und uns völlig mundtot machen könnte, weil daraus unsere Vorgesetzten würden. Thomsen antwortete: „Gerade um das zu vermeiden, liegt uns daran, daß die Kinder des Landes (Landets Børn) hierbleiben.“ Ich gab aber noch keine Zusage, sondern versprach nur, daß ich die Sache gründlich überlegen wolle, denn ich würde gerne bleiben, wenn ich die Möglichkeit sähe. Dazu kam, daß ich von der Stadt Sonderburg aufgefordert worden war, dort eine freigewordene Rektorstelle zu übernehmen. Um mich noch einmal über die ganze Lage zu orientieren, fuhr ich nach Sonderburg und suchte dort Rektor Koopmann auf. Er befand sich in gleicher Lage und mußte dieselbe Entscheidung treffen. Wir unterhielten uns lange über das Für und Wider der Sache und kamen nach dreistündiger Unterhaltung zu dem Ergebnis, daß wir beide in Nordschleswig bleiben wollten. Dann ging ich nach dem Rathaus, um dem Bürgermeister zu sagen, daß ich dem Ruf nach Sonderburg folgen würde. Aber die Unterredung mit Koopmann hatte zu lange gedauert, und der Bürgermeister war nach Hause gegangen. Also schreibst du ihm von Broacker aus, dachte ich, und fuhr nach Hause. Dort lag aber ein Telegramm mit der Berufung als Rektor an die Altstädter Knabenschule in Rendsburg. Ich betrachtete das als einen Wink des Schicksals, und da ich auch des ewigen Überlegens müde war, nahm ich die Berufung an. Chresten Thomsen hat mir mehrfach gesagt, meine Entscheidung sei falsch gewesen!

Nur drei kurze Monate hatte ich in Broacker arbeiten können, dann mußte ich, zum 1. April 1919, in Rendsburg antreten und meine Familie wieder allein lassen. Vor meiner Abreise ging ich noch einmal nach „Smølvold“, damals noch Onkel Petersen gehörend, und ließ den Blick über Land und See schweifen, um das herrliche Naturbild festzuhalten. Und einmal noch ging ich meinen Lieblingsspaziergang rund um den hochgelegenen Kirchhof und die Kirche mit den Doppeltürmen.

Einen letzten Blick warf ich auf einen Grabstein, vor dem ich oft gestanden hatte. Auf diesem Grabstein waren die Namen von vier Söhnen einer Familie eingemeißelt, alle vier waren im Kriege gefallen! Dieser Stein war für mich ein Sinnbild des ungeheuren Leids, das die Menschen sich gegenseitig zufügen durch

die Unsinnigkeit eines Krieges.

In Rendsburg war vorläufig keine Wohnung zu bekommen, die erhielt ich erst später. Zunächst kam ich mir in Rendsburg ziemlich einsam und verlassen vor, bald aber tauchten mehr Nordschleswiger, die auch ihre Heimat verlassen hatten, dort auf. Zu diesen gehörte Pastor Tonnesen, der Pastor in Bedstedt gewesen war und jetzt Hauptpastor an der Marienkirche in Rendsburg wurde. Tonnesen und ich kannten uns aus frühester Jugend. Denn bei meiner Tante Nicolaisen, die an der Kirchhofsmauer in Hoptrup wohnte, hatte ich mitunter die Ferien verbracht und war dabei auch in Berührung gekommen mit dem Pastorat und seinen Bewohnern. Der in Hoptrup und darüber hinaus sehr bekannte „alte Tonnesen“ interessierte mich besonders, weil er Verfasser und Herausgeber der kirchlichen Zeitschrift „Sædekornet“ (Saatkorn) war, aus der meine Mutter jeden Abend vorlas. Ferner kam der Kreisschulinspektor Schacht aus Apenrade als Kreisschulinspektor nach Rendsburg und noch manche andere. Es fügte sich bald, daß wir in Verbindung miteinander kamen, und dann drehten sich die Gespräche natürlich zunächst um die Geschehnisse in der Heimat und um die Menschen dort. Wohl litten wir „Heimattreuen“ auch in Rendsburg äußerlich keine Not, aber doch hatten die Ereignisse, die uns zum Verlassen der Heimat bewogen hatten, uns tief aufgerührt und ließen uns nicht zur Ruhe kommen. Als ich einmal in einem kleinen Zeitungsaufsatz unter anderem die Spannungen erwähnte, in der wir Abgewanderten lebten, wenn wir an die Veränderungen dachten, kommentierte „Flensborg Avis“ meine Ausführungen unter der Überschrift „Han har Hjemvæ“ (er hat Heimweh). Natürlich empfanden wir die Abtretung der Heimat als eine Niederlage der deutschen Seite, und wir dachten dauernd darüber nach, wie in Zukunft die Dinge ausgeschaltet werden könnten, die zu diesem Mißerfolg geführt hatten. Es war uns klar, daß neue Gedanken und neue Kräfte entwickelt werden müßten, wenn die Volkstumsarbeit wieder anlaufen sollte. Zunächst aber galt es, die Abstimmungen zu überstehen, für die Vorarbeit hierzu stellten wir uns natürlich gern zur Verfügung.

Zuerst rief uns die Abstimmung in der ersten Zone. Zur Abstimmung mußte jeder nach seinem Geburtsort fahren, um dort seine Stimme abzugeben. Ich mußte also nach Hadersleben. Dort wohnten meine beiden Brüder und meine gesamte Verwandtschaft. Alle waren dänischer Gesinnung, keiner fanatisch, aber doch dänisch „som Folk var flæst“. Ich war der einzige meiner Familie, der in politischen Sinne sozusagen als „schwarzes Schaf“ gelten konnte. Ich war auch der einzige aus der langen Reihe meiner Vorfahren väterlichem und mütterlicherseits, der es unternommen hatte, südlich der Eider Wohnung zu nehmen! Meine politische Abwegigkeit hatte aber nie das menschliche Verhältnis zu meiner Verwandtschaft gestört und tut es heute auch nicht. Sie waren dänisch, ich deutsch, daran stößt sich keiner. Die menschliche Bindung zeigte sich besonders stark in den

Hungerjahren nach dem Kriege. Wenn die vielen Pakete aus Dänemark, die ungerufen kamen, nicht gewesen wären, hätte es für uns Normalverbraucher ohne Beziehungen in Kiel schlecht ausgesehen. Aber sie kamen reichlich und selbstverständlich! Wenn wir nach Hadersleben kamen, waren wir immer Gäste bei meinen Brüdern. Aber als ich zur Abstimmung nach Hadersleben sollte, bekam ich Bedenken. Die Zeiten waren aufgeregter, der Wahlkampf hatte manche Verstimmung gebracht, und ich wollte nun nicht, daß meine Brüder einen Deutschen beherbergen sollten in einem Quartier, das vielleicht von der dänischen Quartierkommission für einen Gast dänischer Gesinnung vorgemerkt war. Vielleicht mußten meine Brüder, wenn sie einen Deutschen aufnahmen, von ihren Gesinnungsgenossen einige „Spdygheder“ einstecken, das wollte ich vermeiden. Daher meldete ich mich offiziell bei der deutschen Quartierkommission an und bat um Zuweisung einer „Bleibe“. Was tat aber Herr Fuglsang, der Leiter der deutschen Stelle? Er ging zu meinem Bruder und sagte: „Das ist doch wohl selbstverständlich, daß dein Bruder bei dir wohnt?“ „Ja, das wäre doch merkwürdig, wenn das anders wäre“, meinte mein Bruder. Und so kam es denn, daß die deutsche Kommission mich offiziell bei meinem dänischen Bruder einquartierte! Am Abstimmungstage steckte sich dann mein Bruder eine rot-weiße und ich eine blau-weiß-rote Schleife ins Knopfloch, und dann gingen wir unter einem Regenschirm, denn es goß eimerweise vom Himmel, miteinander zur Abstimmung.

Die Abstimmungsergebnisse in der ersten Zone waren nicht befriedigend. An einem Überwiegen der dänischen Stimmen hatten wir nicht gezweifelt, aber wenn es der Wahlpropaganda der deutschen Seite im Anfang nicht an Geschlossenheit und Stoßkraft gefehlt hätte, wäre das Resultat besser gewesen. Es dauerte zu lange, bevor die deutsche Seite zu einheitlichen Parolen kam. Aber wie dem auch sei, das Ergebnis war die „Heimkehr“ Nordschleswigs zu Dänemark.

Als nun die Abstimmung in der zweiten Zone nahte, zog man auf deutscher Seite die Lehren aus den Fehlern und war von vornherein auf eine gute Organisation der Wahlpropaganda bedacht. Dabei fiel mir eine nette Aufgabe zu. In Rendsburg hatte sich inzwischen unser Kreis vergrößert. Hinzugekommen war als besonders wertvolles und energisches Mitglied der neue Landrat des Kreises, Theodor Steltzer. Als geborener Schleswig-Holsteiner hatte er großes Verständnis für die Lage an der Nordgrenze. Auch interessierte ihn besonders stark der Neuaufbau der kulturellen Arbeit, der überall nötig geworden war. An den regemäßigen Besprechungen, die wir unter dem Stichwort „Rendsburger Kreis“ abhielten, nahmen auch der Hauptschriftleiter und Besitzer des Rendsburger Tageblatts, Ferdinand Möller, und der Besitzer und Leiter der Chemischen Düngerfabrik, Hermann Eggers, teil. Unter den mancherlei Aufgaben, denen wir uns zuwandten, war auch folgende: In der zweiten Zone hatte sich eine Schwierigkeit ergeben, sie

betrif die Flaggenfrage. Durch die neue Grenze war die zweite Zone sozusagen über Nacht Grenzgebiet geworden. Von einer Grenze und dem besonderen Leben an und um eine Grenze herum hatte die Bevölkerung dieses Gebietes bisher nichts gewußt. Dazu gehörte, daß man nicht, wie an einer Grenze üblich, gewohnt war, eine Fahne zu zeigen. Von einem so schönen Kult mit der Fahne wie in Dänemark war keine Rede in diesem Gebiet. Die Wahlpropaganda brauchte aber dringend ein sichtbares Zeichen der Zugehörigkeit zu Deutschland. Aber wie die Bevölkerung dazu bringen? Schwarz-weiß-rot durfte in der Weimarer Republik nicht geflaggt werden, schwarz-rot-gold, die Fahne der neuen Demokratie, erfreute sich keiner Beliebtheit in ländlichen Gegenden. Es blieb also nur die blau-weiße Fahne Schleswig-Holsteins übrig, von der Bevölkerung verehrt, von den Dänen nicht gern gesehen, auch heute nicht. Um nun möglichst schnell eine überzeugende Beflaggung des ganzen Landgebietes der zweiten Zone zu erreichen, stellte Hermann Eggers in großzügiger Weise 4000 blau-weiß-rote Fahnen zur Verfügung und beauftragte Kreisschulinspektor Schacht und mich mit der eiligen Verteilung dieser Fahnen. Schacht und ich sind dann, mal einzeln und mal gemeinsam, von Dorf zu Dorf gezogen, um die Fahnen an den Mann zu bringen. Wir riefen die Gemeinderäte und einige einflußreiche Persönlichkeiten in den Dörfern zusammen und ließen durch sie die Empfänger bestimmen. Wir fanden, abgesehen von wenigen lauwarmen Gemeinden, überall freudige Zustimmung und wurden unsere Fahnen schnell los. Völlige Ablehnung fanden wir nur an einer Stelle, das war in einem Nordseebad. Dort lehnte man unsere Fahnen glatt ab, und auf unsere Frage, was man denn für eine Fahne zeigen wolle, erhielten wir den Bescheid, wenn überhaupt, dann wolle man die Hamburger Fahne zeigen, denn von dorther kämen die meisten Badegäste!

Als die Wellen der Abstimmungszeit verebht waren, galt es, die kulturelle Arbeit der deutschen Seite neu aufzubauen. Dabei war allgemein klar, daß dieser Neuaufbau die früheren Fehler vermeiden müsse, er mußte auf demokratischen Gedanken ruhen, also von unten her, aus dem Volke, kommen. Im neuen Grenzgebiet ging der Wohlfahrts- und Schulverein unverzüglich an die Arbeit. Über die Einzelheiten dieser Arbeit braucht hier nicht gesprochen zu werden, ich habe sie an einer anderen Stelle geschildert. Hier nur einige Angaben, soweit sie die Mitarbeit der Rendsburger Gruppe betreffen. Im Rahmen des Wohlfahrts- und Schulvereins waren für die Kulturarbeit mehrere Ausschüsse gebildet worden. Einer dieser Ausschüsse hatte die Aufgabe, die Errichtung von Heimvolkshochschulen vorzubereiten, die der Jugend zu beiden Seiten der Grenze das Rüstzeug fürs Leben geben sollten. Als erste Schule dieser Art entstand die Heimvolkshochschule in Rendsburg, bald folgten die Schulen in Leck und Lunden, die nun neben den bestehen gebliebenen Schulen in Tingleff und Mohrkirch-Osterholz mit der Arbeit anfangen. Die Leitung der am 4. November

1921 eröffneten Schule in Rendsburg wurde mir übertragen, Leck begann am 2. Mai 1922, Lunden folgte zwei Jahre darauf. Die Leiter der neuen Schulen waren abgewanderte Nordschleswiger und mit den Fragen der Grenze bestens vertraut. Von Rendsburg aus bemühten wir uns sofort um Verbindungen mit den dänischen Volkshochschulen, denn unsere Arbeit hatte in keiner Weise die Absicht, irgendeine Kampfstellung gegen das Dänische einzunehmen, sie sollte für Deutschland, aber nicht gegen das Dänische sein. Es gelang uns schnell, Verbindung mit dem Norden zu bekommen, und es war uns jedesmal eine Freude, wenn dänische Gäste in das Haus am Kanal kamen. Mehrfach kehrte z. B. Friedrich Schröder aus Askov bei uns ein, auch Dr. Kjær, Askov, war ein gerngesehener Gast, neben vielen anderen. Ein Gespräch im deutschen Rundfunk zwischen Dr. Kjær und mir über den Unterschied zwischen der dänischen und der deutschen Volkshochschule fand lebhaftes Echo. Mehrfach waren Steltzer, Tonnesen und ich Gäste in Askov und auf anderen dänischen Volkshochschulen. Wenn die Spannungen um die Grenze zur Sprache kamen, verliefen die Unterhaltungen immer im Geiste des früheren „Friedensvereins“. An jedem Lehrgang unserer Schulen nahmen junge Deutsche aus Nordschleswig teil, und wir hatten vielfache Gelegenheit zur Mitarbeit in den Jugendbünden in Nordschleswig. Aufs Ganze gesehen, entwickelte sich das Verhältnis zu Dänemark in den zwanziger Jahren in bester Weise. Die Reibungen waren unerheblich, man vermied auf beiden Seiten die Schärfen und Gehässigkeiten des politischen Alltags und war von beiden Seiten zur Zusammenarbeit auf kulturellem Gebiet bereit.

1928 schied ich als Leiter der Volkshochschule aus und trat in den öffentlichen Schuldienst zurück. Nach einer kurzen Tätigkeit an einer Rendsburger Schule kam ich nach Kiel. Mein Ausscheiden in Rendsburg war von Umständen begleitet, die mich bedrückten, und da zur selben Zeit meine Frau starb, ist es verständlich, daß für mich eine Zeit der Zurückgezogenheit folgte, die ich brauchte, um innerlich mit den eingetretenen Veränderungen in meiner Arbeit fertig zu werden. Erschwert wurde diese Zeit für mich durch das Anwachsen des Nationalsozialismus, mit dem mich nichts verband, und als dieser 1933 zur Macht kam, mußte ich auch die schriftstellerische Arbeit, mit der ich in verschiedenen Zeitschriften langsam wieder begonnen hatte, einstellen. Das aufgekommene Funktionärwesen war mir in der Seele zuwider. So gingen die Jahre des Nationalsozialismus bis zum Beginn des zweiten Weltkrieges still dahin, nur ausgefüllt durch meine Schularbeit und die Pflege meines Gartens. Die Verbindungen mit Nordschleswig waren nur locker. In die nationalsozialistische Partei bin ich nach mehrfacher Aufforderung erst 1937, als der große Druck einsetzte, als Anwärter eingetreten. Mein Antrag auf Aufnahme blieb ohne Antwort, ein Parteibuch habe ich nicht bekommen. Dann kam der zweite Weltkrieg. Mein Kommandeur aus dem ersten Weltkrieg erinnerte

sich meiner und forderte mich an, und so war ich mit ihm, er war Sechsendsechzig und ich achtundfünfzig Jahre alt, reichlich ein Jahr im Dienst, allerdings hinter der Front. Wir bauten Gefangenenlager in Belgien, angeblich für die Zivilgefangenen, die Hitler in England holen wollte bei dem nicht zustande gekommenen Unternehmen „Seelöwe“. Als die Invasion nicht zustande kam, wurden wir nach Schleswig geholt, dort umgruppiert und abgeschickt nach Ostpreußen, um dort bereitzustehen für den Einmarsch in Rußland. Da mein Kommandeur wegen Alters ausschied, hielt ich die Zeit für gekommen, krank zu werden. Mit neunundfünfzig Jahren hat man ja meist irgendwo Schlagseite, und so gelang es mir, 1941 entlassen zu werden. Inzwischen war Kiel fast zerstört worden, mein Haus hatte dabei schweren Schaden gelitten und meine Familie hatte für ein halbes Jahr Unterkunft suchen müssen bei unserer Tochter im Lüneburgischen. So gab es Schwierigkeiten genug zu Hause. Dann wurden die Kieler Schulen geschlossen, die meisten Kinder wurden mit ihren Lehrern ausquartiert, meistens nach Österreich. Diese nationalsozialistisch aufgezogene Schülerverschickung wollte ich nicht mitmachen, und ich hielt es daher für geraten, meine Versetzung aus Kiel an eine Landschule zu beantragen. Man schickte mich nun als Lehrer an die zweiklassige Landschule in Bredenbek, Kreis Rendsburg. Die Ereignisse um diese Versetzung und die dramatischen Vorfälle während meines Aufenthaltes in Bredenbek, die beinahe das Ende für meine Frau und mich gebracht hätten, gehören nicht unter den Blickpunkt dieses Berichtes. Nur ein kleines Ereignis am Rande des Kriegsgeschehens möchte ich erwähnen, weil es etwas nach dem Norden zeigt.

Als der Krieg zu Ende war, die Armeen zurückfluteten und die Reste der Truppen sich in Schleswig-Holstein stauten und die Soldaten teils auf Schleichwegen ihre Heimat zu erreichen oder als Fahnenflüchtige unterzutauchen suchten, mußte die Bevölkerung in vielen Dörfern, um ihr Eigentum gegen Diebstahl und Plünderung zu schützen, zur Selbsthilfe greifen. Das Dorf Bredenbek liegt an der großen Verbindungschaussee zwischen Rendsburg und Kiel, etwa halbwegs zwischen beiden Städten. Diese Straße wurde sehr stark benutzt und viel Volk aller Art flutete durch den Ort. Die Bewohner des Dorfes hatten eine Art Heimwehr gebildet, an der alle Männer teilnahmen. Wir gingen nachts Posten, um auf Ruhe und Ordnung zu achten. Von der englischen Besatzung hatten wir ein Gewehr mit fünf Patronen ausgeliefert bekommen, um gegebenenfalls nicht ohne Waffe zu sein. Die Flinte ging bei der Ablösung von Hand zu Hand, und wer eine Patrone abknallte, mußte darüber feierliche Meldung bei den Engländern erstatten. Eines Nachts ging auch ich mit einem Nachbarn Streife auf der Chaussee. Alles war ziemlich ruhig. Da hörten wir jemand mit festem Schritt laut singend herankommen. Wir traten zur Seite und warteten ab. Als der Marschierer näherkam, traute ich meinen Ohren kaum, als ich laut erschallen hörte: „I alle de

Riger og Lande usw.“ (ein dänisches Lied). Wir hielten den Sänger an, und siehe da, es war ein dänischer SS-Mann, noch in Uniform. Er hatte allerdings das nationalsozialistische Hoheitszeichen von der Uniform entfernt und dafür einen großen Danebrog angenäht. Er sprach nur behelfsmäßig deutsch und freute sich sehr, als ich ihn auf Dänisch ansprach. Er erzählte, daß er sich im allgemeinen Wirrwarr von seiner Truppe, die im Raume von Berlin eingesetzt war, entfernt habe, um nach Dänemark zu marschieren. Nachts sei er marschiert, am Tage habe er in den Scheunen abgelegener Gehöfte geschlafen, überall habe er freundliche Leute gefunden, die ihn aufgenommen und gepflegt hätten, wenn er auf seinen Danebrog zeigte. Jetzt wolle er in die Gegend von Horsens, da sei er zu Hause. Als ich ihm sagte, daß die zurückkehrenden SS-Leute in Dänemark nicht sehr freundlich empfangen, sondern festgesetzt und bestraft würden, meinte er echt dänisch: „Skidt med det, det gaar nok!“ Wir versorgten ihn, und guten Mutes marschierte er weiter. Der unverdrossene Soldat ließ eine leichte Sehnsucht in mir zurück, ich wäre gern gen Norden mitmarschiert!

Als dann einige Kieler Schulen unter primitivsten Verhältnissen wieder die Schularbeit aufnehmen konnten, wurde ich, weil nationalsozialistisch nicht belastet, sofort wieder in den Kieler Schuldienst und in meine frühere Stellung als Leiter der Hasseer Schule zurückgerufen. Inzwischen war Steltzer, der von den Nationalsozialisten zum Tode verurteilt worden war als Angehöriger der Widerstandsbewegung, bei dem Einmarsch der Russen in Berlin aus dem Gefängnis befreit worden und wieder zum Landrat in Rendsburg ernannt. Später wurde er Oberpräsident und endlich Ministerpräsident in Schleswig-Holstein. Als solcher erinnerte er sich meiner, und obgleich wir nicht als Freunde auseinandergegangen waren bei meinem Ausscheiden in Rendsburg, ließ er mich zu einer Aussprache holen und regte meine Berufung ins Kultusministerium an. Zunächst gelang es nicht, mich dorthin zu bekommen, und inzwischen schied Steltzer aus und verließ Schleswig-Holstein. Aber da meine Berufung angeregt war, führten Verhandlungen mit dem damaligen Kultusminister Kuklinski weiter, und mit Unterstützung früherer Rendsburger Volkshochschüler gelang es, meine Ernennung zum Oberregierungsrat zu erreichen. Damit eröffnete sich für mich ein weites Feld kultureller Betätigung. Ich war besonders froh, weil ich jetzt wieder, diesmal an recht entscheidender Stelle, teilnehmen konnte an den Aufgaben, die im Grenzgebiet zu lösen waren.

VERWALTUNGSBEAMTER IM KULTUSMINISTERIUM

Ich verließ nun die Arbeit an der Hasseer Knabenschule und wurde ein Rad im großen Getriebe der Landesregierung. Als ich am 1. Mai 1947 dort antrat, machte

der ganze Betrieb noch einen ziemlich ungeordneten Eindruck. Alle Dienststellen waren im Aufbau, die Arbeitsgebiete in ihren Abgrenzungen gegeneinander noch unklar, viel Personal war noch nicht eingearbeitet, und die Unterbringung der Büros in Baracken und Notunterkünften war sehr behelfsmäßig und primitiv. Steltzer war inzwischen als Ministerpräsident ausgeschieden, ihm folgte Lüdemann, mit einem sozialistischen Kabinett. In diesem Kabinett war Kuklinski, Kultusminister, Landesdirektoren waren nacheinander Teichert und, vorübergehend, Edert. Mit Minister Kuklinski kam ich bald in ein gutes Arbeitsverhältnis, hauptsächlich, weil einige jüngere Sozialisten, die in den zwanziger Jahren meine Schüler in der Rendsburger Volkshochschule gewesen waren, sich sehr nachdrücklich für mich, der zu keiner Partei gehörte, einsetzten. Kuklinski, der früher Jugendsekretär der Sozialdemokratischen Partei gewesen war, behielt auch als Minister sein freundliches Verhältnis zur Sozialistischen Arbeiterjugend bei. Daß meine früheren Schüler so nachdrücklich für mich eintraten, war sehr entscheidend, denn Minister Kuklinski mußte mehrfach hören, daß er besser getan hätte, einen Parteiangehörigen zu berufen. Kuklinski ließ sich aber dadurch nicht beirren, sondern schenkte mir volles Vertrauen. Als dann Edert die Stellung als Landesdirektor aufgab, folgte ihm Jens Nydahl aus Kravlund bei Tingleff, der damals Bürgermeister in Berlin-Tempelhof war. Nydahl und ich waren, wie schon erwähnt, vor dreißig Jahren als junge Lehrer in Nordschleswig Nachbarkollegen gewesen, wir konnten also eine alte Bekanntschaft erneuern. Als Nydahl dann die Stellung als Landesbeauftragter für den Landesteil Schleswig übernahm, wurde ich auf seinen Vorschlag mit der Vertretung des Landesdirektors beauftragt. Diese Vertretung dauerte fünf Monate und gab Einblick in manche Zusammenhänge, die über das Zusammenspiel in einer Regierung recht aufschlußreich waren. Die Vertretung endete recht plötzlich mit dem Ausscheiden Kuklinskis als Minister und der Ernennung eines neuen Landesdirektors. Das alles klingt so einfach, aber es steckt viel Dramatik hinter diesen Vorgängen, über die aber im Rahmen dieses Büchleins nicht berichtet werden kann.

Bei meinem Eintritt ins Ministerium wurde mir Einrichtung und Aufbau eines Referates für Erwachsenenbildung als Aufgabe zugewiesen. Der eigentliche Anstoß zur Errichtung eines solchen Referates war von der englischen Besatzungsbehörde ausgegangen. Ein Lieblingsgedanke der Engländer war damals die Förderung der re-education, um möglichst schnell aus den hitlerversauchten Deutschen gute Demokraten zu machen. Man übertrug daher den englischen Gedanken der adult-education einfach auf die deutschen Verhältnisse und „befahl“ seine Durchführung. Infolgedessen mußten nun im ganzen Lande Einrichtungen der Erwachsenenbildung aus dem Boden gestampft werden. Das war natürlich schwierig, weil die äußeren Gegebenheiten, z. B. Räume, Material und Lehrkräfte, kaum aufzutreiben waren. Dazu kam die

allgemeine Lustlosigkeit der Bevölkerung, die über den Schock des Zusammenbruchs und der allgemeinen Lebensmittelnot noch längst nicht hinweg war. Langsam fingen aber doch die Büchereien an zu arbeiten, hier und da kam eine Abendvolkshochschule in Gang, und im Grenzgebiet gelang es dem Wohlfahrts- und Schulverein, die Arbeit anzukurbeln. Am besten gediehen die Vorarbeiten, um die Heimvolkshochschulen wieder in Gang setzen zu können. Dazu kam, daß die englischen Kontrolloffiziere sehr genau jeden Lehrplan, jeden Vortragenden und jede einzusetzende Lehrkraft prüften, um sich von der Geeignetheit und der demokratischen Haltung derselben zu überzeugen. Im ganzen war die Arbeit mit so vielen Hemmungen belastet, daß man mitunter die Lust verlieren konnte. Ich versuchte „to make the best of it“, und so langsam blühte dann auch hier und da etwas auf, was nach moderner Erwachsenenbildung aussah.

In diese betriebsame Entwicklungsarbeit hinein fiel eines Tages ein Besuch des damaligen Staatskonsulenten für die Volkshochschulen in Dänemark, Johannes Novrup. Er, der gleich nach dem Ende des Krieges Verbindung mit deutschen Hilfsorganisationen aufgenommen hatte und der in der „Mellemfølkelig Samvirke“ eine führende Stellung einnahm, wollte auch mit der neuanlaufenden Erwachsenenbildung in Schleswig-Holstein Fühlung nehmen. Bei seinem Besuch in Kiel lud er mich ein zur Teilnahme an einer Studienreise nach Dänemark, um Bekanntschaft zu machen mit den dänischen Volkshochschulleuten. Außer mir sollte auch eine kleine Zahl Erwachsenenbildner aus dem Bundesgebiet an der Fahrt teilnehmen. Wir alle nahmen gern diese freundliche Einladung an, wobei ich mir darüber klar war, daß wir vielleicht nicht überall in Dänemark freundliche Worte zu hören bekommen würden, denn dazu waren die Ereignisse aus der Besatzungszeit noch zu frisch in Erinnerung, die Wunden konnten noch nicht vernarbt sein. Auch hatte ich gewisse Besorgnisse, die mit dem Verhalten der Deutschen im Ausland zusammenhingen, die sich aber als unnötig erwiesen, denn Novrup hatte die deutschen Besucher sehr sorgfältig ausgewählt. So fuhren wir denn nach Askov, wo wir einige Tage zur Einstimmung blieben und am Leben in Askov teilnahmen. Nach dem Aufenthalt in Askov wurden wir auf verschiedene dänische Volkshochschulen verteilt, um uns dann zum Abschluß in Kopenhagen wieder zusammenzufinden. Ich habe an dieser Stelle nicht über die dänische Volkshochschule zu sprechen, die gesammelten Eindrücke auf dieser Linie fallen nicht unter die „Zweiströmigkeit“. Mich interessierte auch nicht so sehr die Volkshochschule, die ich einigermaßen aus früheren Tagen kannte, sondern ich war bemüht, Eindrücke zu sammeln über Stimmung und Haltung der Dänen in dieser Nachkriegszeit. Darüber möchte ich etwas erzählen.

In Askov fiel mir unter den Hörern ein etwa dreißigjähriger junger Mann auf, der an einem Lehrgang an der Hochschule teilnahm. Er war Deutscher, und da uns

seine Teilnahme in Askov etwas erstaunte, erzählte er zur Erklärung folgendes: Er sei Architekt und aus Stuttgart gebürtig. An dem Kriege habe er als Offizier in der Wehrmacht teilgenommen und sei während des Krieges mit seiner Truppe nach Dänemark verschlagen worden. Während der Besatzungszeit sei er längere Zeit Ortskommandant in Vejen gewesen. Vejen ist Bahnstation; in der Nähe von Vejen liegt Askov. Als Ortskommandant habe er besonderen Wert gelegt auf ein gutes Verhältnis zur Bevölkerung und habe sich dementsprechend verhalten. Besonders interessiert habe ihn die Volkshochschule in Askov, und er habe mehrfach Gelegenheit gehabt, gewisse Schwierigkeiten von der Schule fernzuhalten. Als es z. B. in Frage stand, in Askov ein Lazarett einzurichten, habe er erreicht, daß das unterblieb, Gewissermaßen als Anerkennung für sein Verhalten habe man ihn zur Teilnahme an einem Lehrgang in Askov eingeladen, und da in Deutschland für ihn noch nicht recht etwas zu tun sei, habe er gern zugesagt! Eine hübsche Geste!

Von Askov aus machten wir auch einen Besuch bei Hans Lund, dem sehr bekannten Leiter der Volkshochschule in Rødding. Hans Lund nahm uns mit der altbekannten dänischen Höflichkeit auf und erzählte recht interessante Dinge aus der überstandenen Kriegszeit. Auf seinem Hofe hatte er im Kriege ziemlich starke Einquartierung gehabt. Unaufgefordert erwähnte er, daß er über Benehmen und Verhalten der Wehrmacht keine besonderen Klagen habe. Eine solche Stellungnahme hörte ich vielfach auf unserer Reise. Wehrmacht konnte passieren, aber über die SS-Formationen, über Gestapo und die Sicherheitsorganisationen und ihr Verhalten war das Verdammungsurteil überall scharf ablehnend, man konnte sich nicht genug tun im Erzählen, wenn darauf die Rede kam.

Als wir von Askov mit dem Zuge nach Seeland fuhren, hatte sich eine Gruppe der Deutschen in einem Abteil zusammengesetzt. Sie diskutierten eifrig die Tage in Askov und was sie sonst bisher erlebt hatten auf dieser interessanten Fahrt. Ich hatte mich nicht zu ihnen gesetzt, sondern hatte unter den anderen Mitreisenden Platz genommen. Mir lag mehr daran, mit den dänischen Reisenden einen „Mundfuld Snak“ zu bekommen, um von Land und Leuten zu hören, als mit den deutschen Freunden zu fachsimpeln. Ich kam auch mit meinem Nachbarn, anscheinend einem älteren Jütländer, nett ins Gespräch, und wir unterhielten uns über den Lauf der Welt usw. Inzwischen wurde das Gespräch meiner deutschen Mitreisenden immer lauter, einer redete auf den andern ein, und die Unterhaltung war recht lebhaft. Mein Nachbar fing an, die Ohren zu spitzen, als er die fremden Laute hörte. Schließlich sagte er zu mir: „Hvad er det for Folk?“ (Was sind das für Leute?) „Ja“, meinte ich, „det er nok Tyskere“ (das sind anscheinend Deutsche). „Saa“, sagte er, und das kam so recht aus Herzensgrund aus ihm heraus, „kommer de Skidt naa herop igen?“ (kommt dieser Dreck nun wieder her?).

In Kopenhagen benutzte ich die Gelegenheit, um Verwandte zu besuchen. Zwei Tage wohnte ich bei meinem Neffen. Wir verstanden uns natürlich gut, da wir ja

beide Haderslebener Henningsens waren. Dann besuchte ich auch eine Kusine meiner Frau, deren Mutter, die aus Hamburg stammte, nach Kopenhagen geheiratet hatte. Kaum hatten wir uns begrüßt, wurde mir ein Bildband vorgelegt mit vielen Abbildungen von Scheußlichkeiten und Gewalttaten, die von der SS und der Gestapo während des Krieges in Kopenhagen begangen worden waren. Dazu mußte ich die nötigen Erklärungen anhören; es war gleichsam, als hätte man darauf gewartet, einem Deutschen von all den Gemeinheiten zu erzählen, die vorgekommen waren. Nun, ich hielt still, zu verteidigen war da ja nichts, und ich konnte nur versichern, daß ich das Vorgekommene bedauere. Aber als das alles überstanden war, fanden wir uns doch schnell auf verwandtschaftlicher Basis zusammen, und ich verlebte mit ihnen einen netten Tag. Bei einem anderen Zusammensein mit wirtschaftlich denkenden Kreisen in Kopenhagen wurde wohl aus Herzenslust auf die Deutschen geschimpft, aber mir kam es so vor, als sei das Schimpfen nicht ganz echt, sondern mehr ein Ausdruck des Bedauerns darüber, daß man in Gewerbekreisen doch sehr die großen Aufträge der deutschen Wehrmacht und die damit verbundenen erheblichen Gewinne vermißte. Dieser Kreis hätte wahrscheinlich nicht viel gegen das Verbleiben der Wehrmacht in Dänemark einzuwenden gehabt.

So war diese erste Fahrt nach dem Kriege „ins feindliche Ausland“ überaus interessant und belehrend, und alle deutschen Teilnehmer waren Herrn Novrup sehr dankbar, weil er uns diese Reise ermöglicht hatte.

Meine Verbindung mit dem Dänischen und mit den Dingen im Grenzland sollte sich aber bald erheblich verstärken. Inzwischen war nämlich in Kiel Herr Schenck aus Flensburg Kultusminister geworden. Als sich in der Leitung der Abteilung Volks- und Mittelschulen im Kultusministerium einige Komplikationen in dieser Abteilung ergeben hatten, ernannte Schenck mich kurzerhand zum Leiter dieser großen Abteilung und übertrug mir gleichzeitig die Aufsicht über die dänischen Schulen in Schleswig. Da ich aber gleichzeitig das Referat für Erwachsenenbildung behalten mußte, war die anfallende Arbeitslast ziemlich erheblich. Das Volks- und Mittelschulwesen war erst im Aufbau, die Schulräume fehlten, die einheimischen Lehrer waren fast alle entlassen und noch nicht entnazifiziert, kurz, es gab Schwierigkeiten genug, die überwunden werden mußten. Ich darf mich hier beschränken auf die Angelegenheiten, die den Aufbau des Schulwesens der dänischen Minderheit betreffen. Meine Dienststellung brachte es mit sich, daß ich mitwirken mußte an den grundlegenden Aufgaben, die in den Jahren von 1948 bis 1951 gelöst werden mußten. Einige dieser Aufgaben waren z. B.:

1. Die Umwandlung der dänischen Kommunal Schulen in Privatschulen.
2. Die Überführung deutscher Lehrkräfte in den dänischen Privatschuldienst.
3. Die Sicherung der im deutschen Schuldienst erworbenen Rechte dieser

Lehrkräfte.

4. Die Beschaffung von Schulraum für die dänischen Schulen, besonders in Flensburg.
5. Genehmigung der neuen dänischen Schulen.
6. Der Erlaß über die „Regelung des Schulwesens der dänischen Minderheit“ vom 7. März 1950.
7. Die Kieler Erklärung.
8. Die Unterbringung der in Nordschleswig entlassenen deutschen Lehrer.

Ich habe nun nicht die Absicht, die politische Entwicklung, die politischen Hintergründe und die Verhandlungsverfahren bei der Durchführung dieser Dinge zu schildern, das würde den Rahmen dieser Darstellung sprengen. Außerdem müßte vieles davon dokumentarisch belegt werden. So interessant eine Darstellung dieser Art wäre, muß sie an dieser Stelle unterbleiben, und ich beschränke mich auf persönliche Erinnerungen, die als Illustrationen gelten können und sozusagen am Rande des Geschehens liegen.

Etwas von dem ersten, das ich veranlaßte, war die Zusammenfassung der dänischen Schulen zu einem Aufsichtsbezirk. Sie wurden bisher von den zuständigen Kreisschulräten betreut. Dadurch wurde die Verwaltung ihrer Angelegenheiten verzögert und das Bild, weil sieben Schulräte beteiligt waren, uneinheitlich. Jetzt wurden die Schulen direkt dem Kultusministerium unterstellt und ihre Angelegenheiten dort erledigt. Das war entschieden eine Vereinfachung, weil dadurch alle Zwischeninstanzen wegfielen.

Meine Aufsichtstätigkeit führte mich häufig hinaus in die Schulen. Dabei kam ich natürlich oft in Verbindung mit den leitenden Männern des dänischen Schulwesens, vor allem mit Bernhard Hansen und Hans Meng. Ich darf sagen, daß nach meinem Eindruck diese Zusammenarbeit durchaus reibungslos und in angenehmen Formen verlief. Oft suchte ich, wenn ich in Flensburg war, die Duburgschule auf, um in angeregter Plauderei die vorliegenden Angelegenheiten mit Bernhard Hansen zu besprechen. Mich interessierte bei diesen Besprechungen nebenbei das elegante Dänisch, das Bernhard Hansen sprach, ich hörte es gern, auch um mein eigenes Dänisch etwas aufzubessern. Es gelang mir aber nur selten, denn Hansen lenkte, auch wenn ich Dänisch anfang, auf Deutsch um, das er völlig beherrscht. Vielleicht hat ihm mein Haderslebener Dänisch zu barbarisch geklungen? — Einmal forderte Hansen mich auf, bei einer Vollversammlung aller dänischen Lehrer in der Aula der Duburgschule zu sprechen über die Lage der schleswig-holsteinischen Schulen nach dem Kriege. Ich folgte dieser Aufforderung, aber ich hatte bei meinem Vortrag nicht das Gefühl, daß ich mit meinen Ausführungen bei den Hörern „ankam“. Mir kam es vor, als spräche ich gegen eine Gummiwand. Vielleicht lag es an mir.

Hans Meng traf ich meistens „im Gelände“. Wenn ich beabsichtigte, diese oder

jene Schule zu besuchen, teilte ich dieses meistens der Zentrale in Flensburg mit. Meng kam dann, um bei dem Besuch der Schule dabeizusein. Nach meinem Eindruck verstanden Meng und ich uns gut, wir hatten im ganzen dieselben pädagogischen Auffassungen. Auch politische Themen besprachen wir öfter, aber hier waren wir naturgemäß durchaus nicht derselben Ansicht. Bei den Besuchen in abgelegenen Landschulen kam ich mir mitunter etwas distanziert vor, aus folgendem Grund: Meng kam in einem flotten großen Wagen vorgefahren. Ich kam, wenn ich überhaupt einen Wagen hatte, in einem ziemlich abgewirtschafteten Volkswagen an. Die Fahrbereitschaft der Regierung hatte für einen bescheidenen Oberregierungsrat ohne besondere Beziehungen, der nur ein kleines Rad im großen Getriebe war, meist keinen besseren zur Verfügung. Mitunter kam ich auch zu Fuß von der nächsten Haltestelle angezottelt. Meng bot mir dann großzügigerweise an, er wolle mich in Kiel abholen mit seinem Wagen, aber darauf glaubte ich nun doch verzichten zu müssen. Aber ich überstand auch solche Situationen ohne Beklemmungen.

Bei den Besuchen in den Schulen boten die Lehrer in der Pause uns meist eine Tasse Kaffee zum mitgebrachten Brot an. Bald blieb es aber nicht dabei, sondern der Kaffee wurde mit einem immer reichlicher werdenden Frühstück garniert. Aber als dann dieses Angebot die beängstigenden Formen eines ausgewachsenen dänischen Frühstücks mit Aalborger und Zubehör annahm, da mußte ich doch Meng bitten, seinen Lehrern unter der Hand zu sagen, daß ich nichts gegen eine Tasse Kaffee hätte, die den Regeln der heimischen Gastfreundschaft entspräche, aber daß man alle Übertragung dänischer Frühstückssitten vermeiden möchte. Was dann auch geschah. Es hat mir sehr leid getan, daß Hans Meng so früh sterben mußte. Er war ein Sohn schleswigscher Erde.

Als nach dem zweiten Weltkrieg die dänischen Schulen wie Pilze nach einem warmen Regen hervorschoßen, konnten wir in Kiel mit der Erteilung der beantragten Genehmigungen nicht so schnell zurechtkommen, wie der dänische Schulverein es wünschte. Es waren nun einmal allerlei Vorschriften, die vorher erfüllt sein mußten, z. B. im Hinblick auf die Geeignetheit der Klassenräume, auf die sanitären Einrichtungen, auf die Schulpflichttermine usw., die nicht, wie man in dänischen Kreisen oftmals hörte, gemacht waren, um das dänische Schulwesen zu behindern, sondern die genauso gut für deutsche Privatschulen galten. Aber so langsam war man es gewohnt, daß es bei allen Maßnahmen von seiten der Behörden eine kleine Gruppe dänischer Menschen gab, die nach dem Satz handelten: „Al vor Fortræd er tysk“. Die Jahresberichte des Schulvereins wimmeln von Beschwerden über die vielen Hemmungen, die von der Schulabteilung und anderen Behörden dem Aufbau des dänischen Schulwesens in den Weg geworfen sein sollen. Meistens konnte ich mir die in Bernhard Hansens ironisch-sentimental-lyrischer Art vorgebrachten Glossen zuziehen, denn die Genehmigung dänischer

Schulen war meine Angelegenheit, aber ich wurde dadurch nicht erschüttert. Zuzugeben ist, daß es mittlere und untere Instanzen auf deutscher Seite gab, die mit Gründen verschiedener Art mit der Genehmigung von Grundstückankäufen für Schulen und mit der Erteilung von Baugenehmigungen zögerten, um den Dänen Schwierigkeiten zu bereiten. Da das Kultusministerium auf diese Dinge keinen Einfluß hatte, konnten wir hierbei nicht helfen. Aber bei allen Klagen über solche Vorgänge schien mir auch eine gewisse Freude über den schönen Propagandastoff, den man dadurch erhielt, dabeizusein, und den man auch mit vielen Märtyrerklagen weidlich ausnutzte. Also war doch etwas Gutes für die Dänen dabei. — Natürlich waren die Fragen der schnellen Einrichtung der dänischen Schulen für die dänische Minderheit zentrale Angelegenheiten, denn man mußte das Eisen schmieden, solange es warm war. Für uns in Kiel waren diese Dinge nicht von größerem Gewicht, als es ihnen normalerweise zukam. Wir hatten in der Schulabteilung auch andere Sorgen. In Schleswig-Holstein war alles erst im Anlaufen, 1800 Schulen sollten in Gang gesetzt werden, 8000 Lehrkräfte sollten beschafft, Klassenzimmer wieder aufgebaut oder mindestens von der Belegung mit entlassenen Soldaten und Flüchtlingen freigemacht werden. Dabei waren die meisten einheimischen Lehrer von der Besatzungsbehörde entlassen worden, sie entnazifiziert zu bekommen, war eine Aufgabe besonderer Art. Aber das alles wurde auf dänischer Seite selten gewertet, zu der Gemeinschaft, die diese Sorgen hatte, rechneten sich die dänischen Führer ja anscheinend nicht. Eine Erkenntnis ging in diesen ersten Zeiten vielen Dänen völlig ab: Sie, die sonst so stolz sind auf ihren berühmten Satz „Med Lov skal man Land bygge“, schienen nicht einsehen zu können, daß „Lov“ in Dänemark und „Lov“ in Deutschland anders sind. Wenn das deutsche Gesetz nicht mit dem dänischen zu vereinbaren sei, dann sei das deutsche eben falsch, es müsse im dänischen Sinne geändert werden, so argumentierten sie. — Aber einmal bin ich sogar von Bernhard Hansen gelobt worden. Wir hatten nach sorgfältiger Vorarbeit die „Regelung des dänischen Schulwesens der dänischen Minderheit“ fertiggestellt, veröffentlicht im Amtsblatt für Schleswig-Holstein vom 12. März 1950. Bei der Übersendung dieser Regelung an den dänischen Schulverein hatte ich ein Schreiben beigefügt, worin ich die Hoffnung ausdrückte, daß diese Regelung eine Grundlage sein möge für eine gesunde und geordnete Entwicklung des Schulwesens der dänischen Volksgruppe. Im Jahresbericht des Dänischen Schulvereins 1950/51 findet der Berichterstatter auf Seite 13 recht anerkennende Worte über diesen Vorgang. Das muß erwähnt werden, damit nicht der Eindruck entsteht, daß die Dänen damals nur schimpften.

Das Klassenbild der dänischen Schulklassen war in den ersten Jahren normal, das heißt: so wie in den deutschen Schulen. Es saßen z. B. in den Schulen des Landgebietes Schüler aus allen Schichten der Bevölkerung. In den Klassen waren

Bauern- und Landarbeiterkinder, Begabte und weniger Begabte. Aber es dauerte nicht sehr lange, da verschwanden langsam die Bauernkinder aus den dänischen Schulen, und die Zusammensetzung verschob sich ziemlich schnell nach der Seite der sozial schwächeren Schichten. Dieser Vorgang fing, so meine ich, zuerst in Angeln an, hat sich aber dann auf fast alle dänischen Schulen im Landgebiet ausgedehnt. Ich erwähne das aus einem besonderen Grund. Ich hatte einmal ein Gespräch mit einem nicht unbekanntem Dänen über die Lage der dänischen Schulen. Im Verlaufe des Gespräches kamen wir auch auf die Verlagerung nach der Seite der sozial schwächeren Bevölkerung. Der Betreffende gab offen zu, daß in den ihm bekannten Schulen recht viele, eigentlich zu viele Schüler aus Elternhäusern kämen, die man, vorsichtig ausgedrückt, als sozial gefährdet ansprechen müßte, und er war ebenfalls der Ansicht, daß, pädagogisch gesehen, ein erheblicher Teil dieser Schüler in eine Schule für Schwachbegabte, also in eine Hilfsschule, gehörten. Wenn das nicht geschähe so deshalb, weil die dänische Schule, wie er meinte, eine besonders aner kennenswerte Aufgabe habe, wenn sie gerade diese Schüler gut betreue durch Gewöhnung an Ordnung, Höflichkeit und Sauberkeit und ihnen durch Kleidung, Verpflegung, Ferienreisen nach Dänemark mit Aufenthalt in geordneten Familien den Weg in ein gehobenes Dasein vermittele. Mit anderen Worten, der Herr stellte die soziale Aufgabe der dänischen Schule, die sie wegen ihrer reicheren Möglichkeiten und wegen ihrer lebendigeren Schulgemeinschaft besser lösen könne als die deutschen Schulen, ins beste Licht. Die dänische Schule führe durch diese Arbeit manche Kinder ins bürgerliche Leben und in ein besseres politisches Klima zurück. Ob diese Kinder später als Jugendliche für das Dänentum gewonnen seien, wäre nicht sicher, aber auch, wenn das nicht der Fall wäre, verdiene die dänische Schule Anerkennung für diese Arbeit; das war seine Ansicht. Ich konnte dieser Argumentation ein gewisses Gewicht nicht absprechen.

In den ersten Tagen nach dem Kriege wurde von dänischen Hilfsorganisationen eine umfangreiche Schulbespeisung in einem Teil der schleswigschen Schulen durchgeführt. Diese Aktion der Dänen lief neben der deutschen Schulbespeisung her, doch so, daß die Schulen an der einen oder der anderen teilnahmen. Ich kam von Amts wegen öfters mit den leitenden Stellen der dänischen Schulbespeisung in Berührung. Dabei hatte ich durchaus das Gefühl, daß es diesen Herren darauf ankam, den Kindern zu helfen. Es wurden an den Schulen keine Kinder ausgeschlossen, alle ohne Unterschied bekamen das Essen. Darauf darf hingewiesen werden, denn im Gegensatz hierzu war bei manchen Verteilungen von privater Seite die politische Absicht der Dänen unverkennbar.

Solange ich die Aufsicht über die dänischen Schulen hatte, kamen Fälle, die eine disziplinarische Behandlung erfordert hätten, unter den Lehrern nicht vor. Einmal allerdings war es nahe daran, aber bei beiderseitigem guten Willen lief sich die

Sache noch zurecht, sonst wäre es ein Fall à la Otto Meyer geworden. Es war folgendes: Ein junger dänischer Lehrer, der eben ins Amt gekommen war, hatte irgendwo in Nordschleswig eine Rede geschwungen mit den üblichen schwungvollen Wendungen gegen die bösen Deutschen und ihre Unterdrückungsmethoden. Die dicksten Pflaumen aus seinem Vortrag waren in recht ungeschickter Form in die Presse geraten und, anscheinend entstellt, öffentlich geworden. Ich forderte den jungen Mann zu einer schriftlichen Äußerung auf, die auch umgehend erfolgte. In seiner Erklärung rückte er deutlich von dem Zeitungsbericht ab. Da aber noch einige Punkte unklar blieben, suchte ich den Lehrer unangemeldet in seiner Schulklasse auf, um erst einmal einen Eindruck von ihm und seiner Arbeit zu bekommen. Die Klasse war in Ordnung, der Unterricht verlief normal, der junge Mann machte einen ruhigen, soliden Eindruck. Nach dem Unterricht unterhielten wir uns dann über den erwähnten Vorfall. Der Lehrer sah ein, daß er eine Redeweise angewandt hatte, die das normale Maß für Äußerungen dieser Art überschritt und sich im Munde eines Anfängers nicht gut ausnahm. Ich gestehe, daß ich viel Verständnis für den jungen Lehrer hatte, denn ich mußte an mich selber denken und an den Vorfall, den ich weiter vorne in diesem Buch beschrieben habe, für den mein Kreisschulinspektor mich als einen grünen Anfänger titulierte. Ich nannte nun meinen jungen Mann nicht einen grünen Anfänger, aber ich sagte ihm doch, wo die Grenze sei, die er in der Öffentlichkeit nicht überschreiten dürfe. Er sah ein, daß er zu scharf geschossen habe, entschuldigte sich, und die Sache war bereinigt.

Kopferbrechen machte auch ein anderer Fall. Bei dem schnellen Anwachsen der dänischen Schulen entstand für sie ein plötzlicher Bedarf an Lehrkräften. Es fanden sich viele Lehrer deutscher Ausbildung bereit, in den dänischen Schuldienst überzutreten, und zwar meldeten sich nicht nur Lehrer aus Flensburg und dem schleswigschen Gebiet, sondern auch aus Kiel und aus anderen Orten stellten sich Lehrer zur Verfügung, die bereit waren zum Übertritt, und die damit zeigten, daß sie dänischer Gesinnung seien. Es war ein recht umständliches Verfahren nötig, um diesen Lehrern, die dem Deutschtum den Rücken kehrten, die von ihnen bisher erworbenen Rechte, wie z. B. in bezug auf Ruhegehalt und die Anrechnung ihrer bisherigen Dienstzeit, zu sichern. Für die dänischen Schulen war der Übertritt von mehreren Hundert gutausgebildeten und mit den Verhältnissen vertrauten Lehrern ein großer Vorteil, denn diese Lehrer ermöglichten den Dänen den schnellen und reibungslosen Aufbau ihres privaten Schulwesens. Ob sie alle in ihrem neuen Dienst zufrieden geblieben sind, entzieht sich meiner Kenntnis. Ich erinnere nur den Fall eines Lehrers, der den Antrag auf Rückübernahme in den deutschen Schuldienst stellte, weil er ein Haar in der dänischen Suppe gefunden hatte. Ich zögerte meine Entscheidung auf den Antrag hinaus, denn mir widerstrebte es, den Lehrer, der als Mensch und Lehrer in

Ordnung war, uns aber doch sozusagen im Stich gelassen und uns in schwerer Zeit verlassen hatte, wieder anzustellen. Ich meinte, wer einmal in den dänischen Dienst getreten sei in so ernster Stunde, in der es für Deutschland nicht gut aussah, mußte für eine so schwere Entscheidung durchschlagende Gründe haben. Hatte er die, dann sollte ja nach dem Wortlaut der Kieler Erklärung und nach dem Inhalt der Verfügung über die Regelung des Schulwesens der dänischen Minderheit ein solches Bekenntnis zum dänischen Volkstum und zur dänischen Kultur unantastbar sein. Dann war gegen den Übertritt in den dänischen Schuldienst nichts einzuwenden. Aber dieser Lehrer wollte nun wieder zurück, er habe eingesehen, daß er falsch gewählt habe. Die Lage behagte mir nicht, aber da der Lehrer seinen nochmaligen Gesinnungswechsel glaubhaft machte und ja bekanntlich „Freude sein soll über einen Sünder, der Buße tut“, stimmte ich zu, ich war aber nur „hal glaj“ (halb froh) bei der Sache, wie wir in Hadersleben sagten! Eine andere mühevollere Angelegenheit war die Übernahme der Lehrer an den deutschen Schulen in Nordschleswig. Der dänische Staat hatte bei Kriegsende das Schulwesen der deutschen Volksgruppe in Nordschleswig mit harter Hand zerschlagen. Die Lehrer waren entlassen, man hatte ihnen die Unterrichtserlaubnis entzogen, viele von ihnen unter Anklage gesetzt, sie eingesperrt und hart bestraft. Alle waren plötzlich mittellos und ohne Beschäftigung. Wir konnten von Kiel aus ihnen nur den Rat geben, in den schleswig-holsteinischen Schuldienst zurückzukehren, und ihnen in Aussicht stellen, daß wir sie möglichst gut unterbringen würden. Sie gingen recht zögernd auf unsere Angebote ein, denn sie fühlten sich der Arbeit und den Menschen in Nordschleswig innerlich so stark verbunden, daß die Entscheidung den meisten sehr schwer fiel. Viele wollten lieber die Not der Heimat mit den Menschen dort teilen, als „in ein anderes Land“ zu gehen. Andere hofften, daß man nach einer gewissen Zeit die Diskriminierung aufheben und dann wieder die Unterrichtserlaubnis geben würde. So war zunächst die Zahl derjenigen, die zurückkamen, abgesehen von den Bestraften und Ausgewiesenen, die kommen mußten, nicht sehr groß. Aber einen dringenden Wunsch hatten alle: die neue Stellung mußte in der Nähe der Grenze liegen, damit man Verbindung mit drüben halten könnte. Die dänische Staatsangehörigkeit wollte man nicht aufgeben, wo man sie hatte. Aber deutsche Beamte mußten deutsche Staatsbürger sein nach dem Gesetz, und so lag eine Schwierigkeit neben der anderen, und es kostete viel Gehirnschmalz, um eine Masche zu finden, die es ermöglichte, dänische Staatsbürger als deutsche Beamte mit allen Rechten anzustellen. Aber wir fanden schließlich einen gangbaren Weg. Ich vertrat zeitweilig die Ansicht, daß es für die doch wieder zu erhoffenden deutschen Schulen in Nordschleswig am besten sei, wenn alle bisherigen Lehrer zurückgenommen und neue, frische Lehrkräfte für das neue Schulwesen geholt würden. Aber diese Ansicht wurde von den Lehrern und

vor allem von meinem guten Freund Friedrich Christensen energisch zurückgewiesen. Es gelang dann auch, die meisten der zurückkommenden Lehrer nach Wunsch und leidlich gut unterzubringen.

Das Deutschtum in Nordschleswig sammelte sich schnell, trotz aller Not ungebrochen und mit festem Willen zum Wiederaufbau. Überraschend schnell ging man auch daran, die ersten deutschen Privatschulen in Gang zu setzen. Unterbringung und Ausstattung usw. dieser Schulen waren denkbar bescheiden, und fast nur der eisernen Energie Friedrich Christensens ist es zu danken, daß die Schularbeit so bald wieder anlief. Die größte Schwierigkeit bei dem neuen Anfang war die Geldbeschaffung. Der einzelne Deutsche in Nordschleswig hatte wirtschaftlich schwer zu kämpfen, nur wenig konnte er geben für die Aufgaben der Gemeinschaft, also auch für die Schulen. Die Rufe nach Unterstützung der so mutig begonnenen Schularbeit durften nicht ungehört verhallen. Unter Anspannung aller in Frage kommenden Instanzen gelang es uns, einen Posten zur Unterstützung der nordschleswigschen Schulen in den Haushalt des Landes hineinzubekommen. Finanzausschuß und Landtag bewilligten ihn, das Geld war also da, aber in Kiel, und es mußte ja über die Grenze! Hier häuften sich die Schwierigkeiten, denn Valutalage, Clearingverfahren, Geldausfuhrverbot und ich weiß nicht mehr, was sonst noch der Überführung des Geldes damals im Wege stand. Jedenfalls wurde mir bald klar, daß auf dem schriftlichen Wege der Anträge kein Erfolg zu erzielen sei, dazu waren die bürokratischen Bedenken zu umfangreich. Also packte ich den Stier bei den Hörnern und drang vor bis zu einigen der entscheidenden Stellen und erklärte ihnen, wozu das Geld dienen sollte usw. Nach vielen Rücksprachen und Besuchen und mit gutem Willen von allen Seiten rutschte dann endlich die erste größere Summe nach Nordschleswig. Die Freude in Nordschleswig war groß, die Arbeit war zunächst gesichert!

Schwierig war es auch, deutsche Schulbücher, Karten und sonstige Lehrmittel nach Nordschleswig zu bekommen. Für die meisten Sachen war die Ausfuhr gesperrt, der Zoll machte Schwierigkeiten usw. In Nordschleswig waren die vorhanden gewesenen Bücher verbrannt, zerstreut, gestohlen, verschleppt, kurz, es war kaum etwas da, und wenn sich hier und da ein kleiner Rest hindurchgerettet hatte, dann war er hakenkreuzverseucht und konnte nicht gebraucht werden. Außerdem wollte die dänische Schulbehörde die Bücher, die offiziell gebraucht werden sollten, auf Herz und Nieren prüfen, und ein solches Verfahren brauchte Zeit. Aber auch in dieser Notlage fanden sich in Flensburg, Kiel und anderswo helfende Hände, die dafür sorgten, daß auf allerlei geraden und krummen Wegen doch einiges Material hinüberkam, um der ersten Not zu steuern.

Mit dem 1. April 1949 erfolgte die Umwandlung der dänischen Schulen in Privatschulen. In der Stadt Flensburg entstanden aus diesem Anlaß endlose Schwierigkeiten bei der Verteilung und Beschaffung der Schulräume. Die Dänen

standen teilweise auf dem Standpunkt, daß die Regierung die Verantwortung für die Aufrechterhaltung des kulturellen Lebens der dänischen Volksgruppe habe. Über eine solche Auffassung läßt sich diskutieren, sie ist auch von deutscher Seite, u. a. von dem früheren Minister Schenck, vertreten worden, aber damals war sie als Verhandlungsgrundlage nicht möglich. — Die Verhandlungen über die Bereitstellung der erforderlichen Schulräume gingen recht schleppend vonstatten. Über die Schwierigkeiten in ländlichen Gebieten wurde schon gesprochen. Besonders schwierig war die Lage in der Stadt Flensburg, und es bedurfte sehr vieler Verhandlungen, ehe es gelang, den „Pachtvertrag der Stadt Flensburg mit Dansk Skoleforening wegen Überlassung stadt-eigener Schulgebäude“ vom 7. Juli 1950 unter Dach zu bringen.

Flensburg war während meiner Amtszeit überhaupt ein neuralgischer Punkt, das erfuhr ich auch bei einer anderen Angelegenheit. Es hatten sich einige Sachen ereignet, die den damaligen Kultusminister Schenck veranlaßt hatten, mich mit der staatlichen Schulaufsicht in Flensburg zu beauftragen. Von den mancherlei Ereignissen, die sich mit diesem Auftrag verknüpften, möchte ich einen Vorgang herausheben. Ich hatte im Flensburger Lehrerverein einen Vortrag gehalten über die allgemeine Lage im Schulwesen unseres Landes. Von diesem Vortrag erschien in einer Flensburger Zeitung ein Bericht, der anscheinend ungeschickt und mißverständlich war. Ich kannte den Bericht nicht, wußte auch nicht, wer ihn geschrieben hatte. Durch den Inhalt des Berichtes fühlten sich die Dänen irgendwie angegriffen. Eine solche Absicht hatte ich bestimmt nicht gehabt, und man konnte nach meinem bisherigen Verhalten auch eine solche Absicht nicht vermuten. Aber genug, man fühlte sich angegriffen, und da Flensburg damals eine dänische Mehrheit und einen dänischen Oberbürgermeister hatte, griff dieser ein und verlangte, nicht von mir, sondern von der Zeitung, die Aufnahme einer Berichtigung. Diese Berichtigung lehnte die Zeitung ab, anscheinend mit der Begründung, daß die Sache so belanglos sei, daß eine Berichtigung sinnlos wäre. Ich saß unterdessen in Kiel und wußte von dem entstandenen Sturm im Wasserglase nichts. Der Lärm hätte mich verwundert, denn die Dänen anzugreifen, daran hatte ich nicht einmal im Traum gedacht. Es ging nun im weiteren Verlauf nicht um mich und den Vortrag, sondern um die Ablehnung der Berichtigung des dänischen Oberbürgermeisters durch die deutsche Zeitung. Anscheinend, weil der Oberbürgermeister bei der Zeitung nicht durchkam, ließ er nun Plakate drucken, die an den Litfaßsäulen der Stadt angeklebt wurden. Diese Plakate enthielten unter Hervorhebung meines Namens eine Zurückweisung meiner angeblichen Äußerungen und dann eine Erklärung über die Zurückweisung durch das Tagblatt als Ursache dieser ungewöhnlichen Plakatierung. Man meinte also das Tageblatt, dem eins ausgewischt werden sollte, brauchte aber mich als das Karnickel, das die Schuld hatte. Nur durch Zufall erfuhr ich, der nichtsahnend

an meinem Schreibtisch in Kiel saß, von dem ganzen Lärm. Na, das ärgerte mich natürlich, so in aller Öffentlichkeit zwischen Ringkämpfen, Zigaretten- und Margarinereklamen angeklebt zu werden, und ich rückte dem Oberbürgermeister, mit dem ich mich sonst, wie ich meinte, gut verstand, auf die Bude. Mit dänischer Liebenswürdigkeit setzte er mir auseinander, daß mit der Plakatierung nicht ich getroffen werden sollte, sondern daß man das Verhalten der Zeitung meinte. Ich konnte nicht viel an der Sache machen, wünschte auch keine Weiterungen, aber diese Art der Behandlung durch Oberbürgermeister Möller kränkte mich. Ich hatte von deutscher Seite nicht selten Vorwürfe einzustecken, weil man mich wegen meines Bemühens, das Verhalten der Dänen zu verstehen, des öfteren für einen verkappten Dänen ansah. Als Vertreter der „Zweistromigkeit“ verstand ich meistens recht gut das Verhalten der Dänen, ohne es zu billigen oder auch nur als richtig anzusehen, aber dieses Verständnis konnte man von anderen deutschen Beamten, die die Grenzverhältnisse nicht erlebt hatten, nicht erwarten.

Langsam beruhigten sich die Verhältnisse. Das Schulwesen fand seinen festen Platz, es hat sich organisch weiter aufgebaut und genügt heute, so scheint mir, allen vernünftigen Ansprüchen. Auch das schleswig-holsteinische Schulwesen ist in guter Entwicklung, und das Schulwesen der deutschen Volksgruppe in Nordschleswig hat auch seine Kraft bewiesen und entwickelt sich fröhlich. Von dem Standpunkt des heute Erreichten mag es fast wie eine ferne Sage anmuten, wenn von solchen bescheidenen Ereignissen erzählt wird, wie sie hier geschildert werden, die aber damals ganz große Bedeutung haben konnten. Jedenfalls freue ich mich, weil ich damals helfen konnte, manche Reibungen unschädlich zu machen, möge man sie heute auch als unbedeutend betrachten.

Inzwischen waren auch für mich die Jahre vergangen, ich hatte die Altersgrenze überschritten, und die Zeit war gekommen, um, wie die Dänen sagen, „at falde for Aldersgrænsen“ (wegen der Altersgrenze fallen), und so trat ich am 30. Juni 1951 in den Ruhestand. Es bliebe noch manches zu berichten aus meiner achtundvierzigjährigen Dienstzeit in oft bewegten Tagen, aber die Begrenzung meines Themas verlangt zunächst den Schluß.